

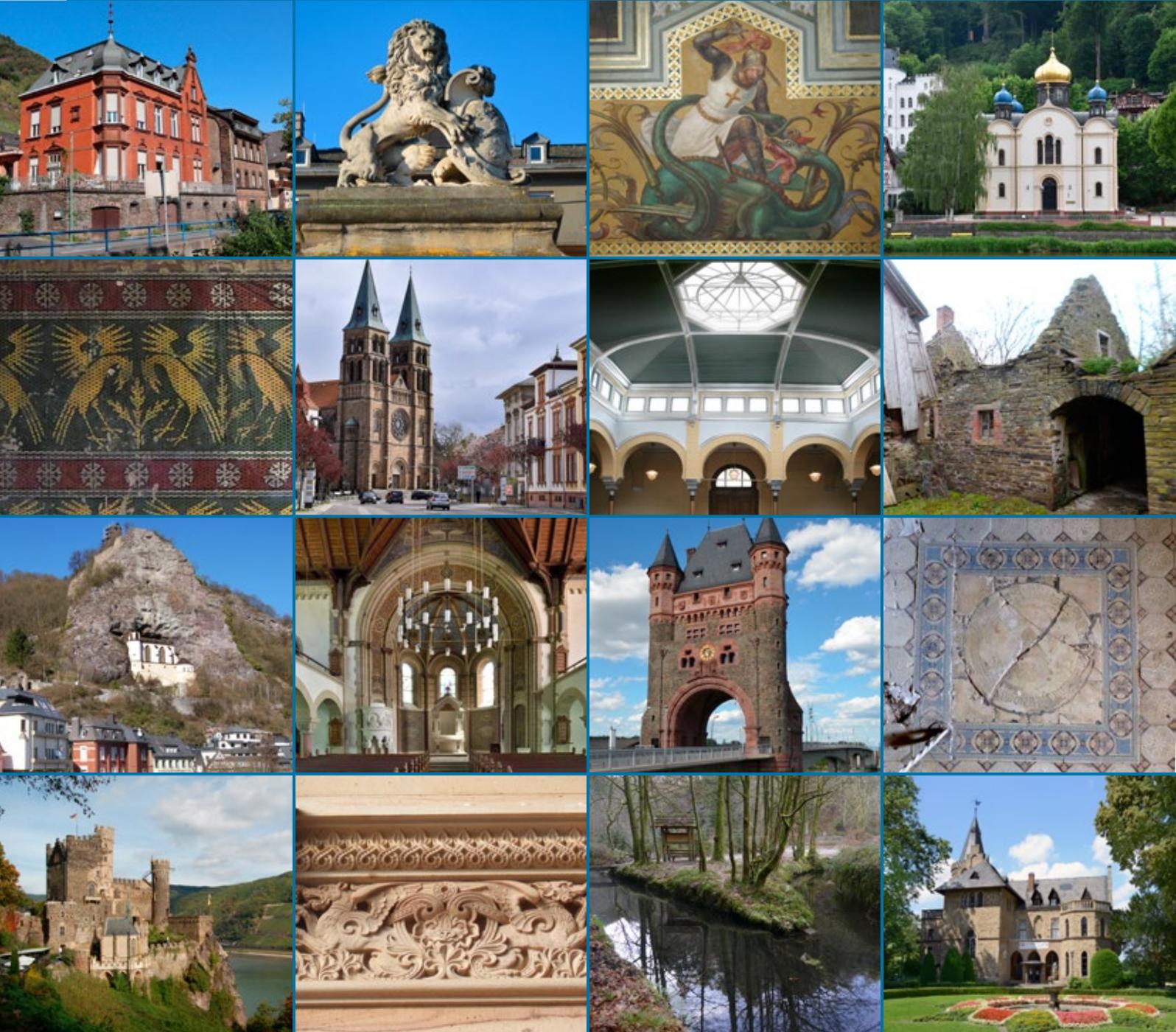


Rheinland-Pfalz

GENERALDIREKTION
KULTURELLES ERBE

Denkmaltag Rheinland-Pfalz 2021

Tradition und Fortschritt im 19. Jahrhundert





Denkmaltag Rheinland-Pfalz 2021

Tradition und Fortschritt im 19. Jahrhundert

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz,
Direktion Landesdenkmalpflege

Inhalt

Grußwort <i>Roger Lewentz, MdL</i>	1		
Vorwort <i>Dr. Roswitha Kaiser</i>	3		
Tradition und Fortschritt im 19. Jahrhundert <i>Dr. Georg Peter Karn</i>	4		
KIRCHEN			
1 Die Kaiserhalle des Speyerer Domes <i>Dr. Ulrike Weber</i>	8		
2 Die Kaiser-Wilhelm-Kirche in Bad Ems <i>Dr. Katinka Häret-Krug</i>	10		
3 Die evangelische Erlöserkirche in Gerolstein <i>Dr. Leonie Köhren</i>	12		
BURGEN UND SCHLÖSSER			
4 Die französischen Panoramatapeten in Schloss Herrnsheim <i>Claudia Gerner-Beuerle</i>	14		
5 Der Stein'sche Turm am Schloss in Nassau <i>Dr. Alexandra Fink</i>	16		
6 Die Restaurierung des Kleinen Rittersaals auf Schloss Stolzenfels <i>Dr. Maria Wenzel</i>	18		
7 Die Wiederherstellung des Großen Salons in Schloss Sinzig <i>Martin Hammer</i>	20		
8 Neue Erkenntnisse zur Innendekoration der Burg Cochem <i>Esther Klinkner</i>	22		
9 Der Neue Marstall von Schloss Monrepos bei Neuwied <i>Dr. Reinhard Lahr</i>	24		
10 Die Sanierung von Schloss Ayl in Ayl <i>Dr. Christian Schüler-Beigang</i>	26		
FESTUNGSBAUTEN			
11 Die Rayon-Häuser in Koblenz <i>Manfred Böckling</i>	28		
12 Die Festung Germersheim <i>Doris Kaffenberger</i>	30		
13 Die Mainzer Rheintore <i>Dr.-Ing. Markus Fritz-von Preuschen</i>	32		
STÄDTE UND DÖRFER			
14 Die Moselfront in St. Aldegund und in Ediger <i>Lucy Liebe / Eva Authried</i>	34		
15 Entfestigung und Stadterweiterung an den Ringstraßen in Landau <i>Jörg Seitz</i>	36		
16 Das „Historische Kurbad Bad Ems“ <i>Dieter Krienke</i>	38		
17 „Barocksaal“ des ehem. Hotels Westend in Bad Neuenahr <i>Constanze Hüther</i>	40		
18 Bauernhof in Bongard <i>Christine Schmidt</i>	42		
19 Ein späthistoristisches Gasthaus in Bitburg <i>Detlef Kleintitschen</i>	44		
TECHNISCHE DENKMÄLER			
20 Der Nullpunkt der nassauischen Landesvermessung auf Schloss Schaumburg <i>Jutta Hundhausen</i>	46		
21 Der Torturm der Nibelungenbrücke in Worms <i>Dr. Roswitha Kaiser</i>	48		
22 Luitpoldhafen, Kammerschleuse, Pegeluhr in Ludwigshafen <i>Matthias Ehringer</i>	50		
23 Trift im Legelbach: Pilotprojekt zur Erfassung <i>Dr. Alexandra Fink, Dr. Wolfgang Fritzsche</i>	52		
PARKS UND FRIEDHÖFE			
24 Die Neuen Friedhofsteile der Alten jüdischen Friedhöfe in Worms und Mainz <i>Nadine Hoffmann</i>	54		
25 Die Trauerhalle auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Mainz <i>Dr. Kathrin Nessel</i>	56		
26 Die Gruftkapelle der Familien Doerr und Reinhart in Worms <i>Aquilante De Filippo, Bettina Gransche, Hanna Hubertus</i>	58		
27 Der Landschaftspark am Bosselstein in Idar-Oberstein <i>Dr. Georg Peter Karn</i>	60		





Grußwort

„... das oft geschmähte und doch atemberaubend interessante 19. Jahrhundert“ nannte Bundespräsident Richard von Weizsäcker jene Epoche voller Widersprüche, die uns nur auf den ersten Blick fern zu stehen scheint. Jenseits von Nationalbewusstsein und Militarismus im wilhelminischen Kaiserreich haben viele der geistigen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen, die unser Leben bis heute bestimmen, in jenem Jahrhundert ihre Wurzeln. Wissenschaftliche Entdeckungen und technische Innovationen sowie die wirtschaftliche Expansion des beginnenden Industriezeitalters bewirkten einen rasanten, doch zugleich von gesellschaftlichen Spannungen begleiteten Fortschritt. Das Ringen um bürgerliche Freiheit und Selbstbestimmung, die sich gerade in unserer Region mit dem Hambacher Fest 1832 und der Frankfurter Paulskirchenversammlung 1848 Bahn brachen, betrachten wir als Ausgangspunkt für unser demokratisches Staatsverständnis.

Gegenüber den Umbrüchen und Unsicherheiten dieser Epoche fand man im Rückbezug auf die Geschichte ein Mittel der kulturellen Selbstvergewisserung. Die staatliche Denkmalpflege und die Museen wurden zu Instrumenten der Bewahrung des kulturellen Erbes und des damit verbundenen öffentlichen Bildungsauftrags. Zugleich erhielten die schnell wachsenden Städte mit ihren ausgreifenden Straßenzügen und neuartigen Bauaufgaben ein repräsentatives Gesicht in den unterschiedlichsten historisierenden Stilen. In der Wiederaufbauzeit nach dem Zweiten Weltkrieg lange Zeit geringgeachtet, sind die Stadtviertel der Gründerzeit und ihre Häuser mit den aufwendig geschmückten Fassaden, großzügigen Grundrissen und hohen Räumen heute längst zu Kulturdenkmälern und zu begehrten Wohnplätzen geworden, dienen ehemalige Fabriken oder Militärbauten in neuer Nutzung als Kulturstätten mit unverwechselbarem Flair.

Die Vielschichtigkeit des 19. Jahrhunderts zwischen Tradition und Innovation, die sich in den Werken der Architektur, Kunst und Technik spiegelt, ist das Thema des vierten rheinland-pfälzischen Denkmaltags 2021, der im Rahmen des „Tages des offenen Denkmals“ ausgerichtet wird.

Aktuell sind wir in unserem Land mit einer nie dagewesenen Situation einer Naturkatastrophe konfrontiert. Vor dem Hintergrund des schrecklichen Flutereignisses sind unsere Gedanken bei den Opfern in den betroffenen Gebieten. Von der Zerstörung sind auch Kulturdenkmäler betroffen.



Interessant wie die Denkmäler selbst und ihre Geschichte sind die Wege zu ihrer Erhaltung, die Mühen, aber auch die Sorgen und Begeisterung der Eigentümerinnen und Eigentümer für ihr Denkmal, die planerischen Ideen sowie die handwerklichen und restauratorischen Leistungen. Dieses sowohl von Einzelnen wie von Initiativen getragene zivilgesellschaftliche Engagement für das kulturelle Erbe erfährt an diesem Tag seine vielbeachtete, verdiente Würdigung.

Im vergangenen Jahr waren aufgrund der Corona-Pandemie die Kulturdenkmäler erstmals nur eingeschränkt in virtueller Form zugänglich. Mit Rücksicht auf die nach wie vor unsichere Lage werden 2021 Besichtigungen vor Ort und zugleich digitale Präsentationen angeboten, die spannende Einblicke in Restaurierungsmaßnahmen gewähren. Lassen Sie sich von dem reichhaltigen, durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz zusammengestellten Programm anregen (www.tag-des-offenen-denkmals.de).

Anhand von aktuellen Beispielen berichtet die vorliegende Broschüre über Entdeckungen und Leistungen der rheinland-pfälzischen Denkmalpflege an Kulturdenkmälern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Viele der beschriebenen Maßnahmen wurden nicht nur durch die Landesdenkmalpflege und die Unteren Denkmalschutzbehörden betreut, sondern auch aus Zuschussmitteln des Landes, teilweise auch des Bundes, finanziell gefördert.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern der Broschüre kurzweilige Lektüre und viel Freude beim Besuch der Kulturdenkmäler unseres Landes, nicht nur am Denkmaltag.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Roger Lewentz'.

Roger Lewentz, MdL
Minister des Innern und für Sport
des Landes Rheinland-Pfalz



Vorwort

Historisch ist nicht, das Alte allein festzuhalten oder zu wiederholen, dadurch würde die Historie zugrunde gehen, historisch handeln ist das, welches das Neue herbeiführt und wodurch die Geschichte fortgesetzt wird. (Karl Friedrich Schinkel, 1781–1841)

Tradition und Fortschritt sind die zentralen Elemente, die nicht nur das bürgerliche Leben, sondern auch die Kunst und die Architektur des 19. Jahrhunderts geprägt und nicht selten wechselseitig bedingt haben. Mit der bewussten Bewahrung des als wertvoll erachteten geschichtlichen Erbes durch Kontinuität sollten Impulse für die Lösung aktueller Aufgaben, Maßstäbe für die Gegenwart und Orientierung für die Zukunft geschaffen werden. Insbesondere im Historismus, der sich bis zur Mitte des Jahrhunderts in der Baukunst zunehmend durchsetzte, zeigte sich dabei der Wille, die gesellschaftliche Instabilität durch kulturellen Rückbezug auszugleichen sowie den Traditionsverlust infolge des wachsenden Industriekapitalismus aufzufangen. Dem Zerfall traditioneller Werte setzte man somit die Orientierung an der Geschichte entgegen. Verschiedenste Stilrichtungen vergangener Epochen, wie Romanik, Gotik, Renaissance oder Barock standen gleichberechtigt nebeneinander. Häufig erfolgte auch die Durchmischung mehrerer Stile. Der Rückgriff auf Vergangenes gepaart mit innovativen Konstruktionsweisen, wie beispielsweise die Verwendung von Stahlkonstruktionen, wurden schließlich zum Epochenmerkmal.

So vielfältig die architektonischen Stilrichtungen waren, so vielschichtig erweist sich die denkmalpflegerische Auseinandersetzung mit ihnen. Entsprechend zeigt die vorliegende Broschüre den facettenreichen Umgang der Denkmalfachbehörde des Landes und der Unteren Denkmalschutzbehörden der Kreise und kreisfreien Städte mit den Kulturdenkmälern in Rheinland-Pfalz.

Erst kürzlich erfolgte in Vorbereitung des UNESCO-Welterbeantrags „Great Spas of Europe“ eine Nachqualifizierung der Kulturdenkmäler in der Kurstadt Bad Ems, die eindrucksvoll den Stilpluralismus des

19. Jahrhunderts widerspiegelt. Die neobyzantinische Erlöserkirche in Gerolstein wurde als Gesamtanlage ebenfalls neu definiert, um sie in ihrer Einheit mit den umgebenden Grün- und Freiflächen zu schützen. In Schloss Herrnsheim werden zurzeit die klassizistischen französischen Panoramatapeten gesichert und restauriert, auf Schloss Stolzenfels konnte erst jüngst die qualitätvolle historisierende Ausmalung des Kleinen Rittersaals wiederhergestellt werden. Neue Erkenntnisse zur Innendekoration lieferte wiederum eine Instandsetzungsmaßnahme auf Burg Cochem, deren Ausbau im 19. Jahrhundert dem bürgerlichen Wunschbild einer mittelalterlichen Burg entspricht. Die ursprüngliche Raumwirkung und die bauzeitliche Ausstattung im neogotischen Stil kommen nach der Restaurierung des Großen Salons in Schloss Sinzig und im Stein'schen Turm in Nassau wieder zur Geltung. Der jahrelang ungenutzte „Barocksaal“ des ehemaligen Hotels Westend in Bad Neuenahr wird aktuell durch ein umfassendes Umnutzungskonzept gerettet und ein ehemaliges Gasthaus in Bitburg sowie eine ehemalige Hofanlage in Bongard konnten durch bürgerliches Engagement vor dem Verfall bewahrt werden. Als ungewöhnliches Kulturdenkmal zeugen die Triftanlagen im Pfälzer Wald von der Technik- und Wirtschaftsgeschichte und sind nach umfassender Kartierung nun als Erlebnispfad erfahrbar.

Auch wenn erneut infolge der durch die Coronapandemie anhaltenden Beschränkungen am Denkmaltag Rheinland-Pfalz keine Führungen durch die Denkmalbehörden angeboten werden können, vermittelt die vorliegende Broschüre dennoch einen lebendigen Einblick in die reiche Denkmallandschaft und die Bemühungen um ihre Erhaltung und Pflege. Und so ist die hier vorgestellte abwechslungsreiche und breit gefächerte Auswahl an Kulturdenkmälern auch fernab des Denkmaltags jederzeit einen individuellen Besuch wert.

DR. HEIKE OTTO

GDKE, Generaldirektorin

DR. ROSWITHA KAISER

GDKE, Landeskonservatorin

Tradition und Fortschritt im 19. Jahrhundert

Das 19. Jahrhundert im heutigen Rheinland-Pfalz spiegelt – mehr als anderswo – im Kleinen jene Uneinheitlichkeit wider, die ganz Deutschland vor der Reichsgründung 1871 im Großen charakterisierte. Zugleich bedeutete das Jahrhundert eine Epoche existentieller Umbrüche. Bis zur Französischen Revolution noch geprägt von bedeutenden Kurfürstentümern und Fürstbistümern mit ihren glänzenden Residenzstädten, geriet das Land nach der Herrschaft Napoleons und der Neuordnung beim Wiener Kongress in eine politische Randlage. Die preußische Rheinprovinz, die bayerische Rheinpfalz, die zum Großherzogtum Hessen gehörende Provinz Rheinhessen, das Herzogtum Nassau (bis 1866) und das dem fernen Großherzogtum Oldenburg zugeschlagene Fürstentum Birkenfeld ergaben eine Ansammlung von politisch wie kulturell heterogenen Einheiten, deren beherrschende Zentren jeweils außerhalb der linksrheinischen Gebiete lagen.

Fast das ganze Jahrhundert hindurch beanspruchten die Sicherung der Grenzen gegen den „Erbfeind“ Frankreich und der Schutz gegen die drohende Kriegsgefahr von Westen Vorrang. Zur Zeit des Deutschen Bundes und noch danach wurden daher verschiedene Städte als starke Festungen ausgebaut. Reste dieser umfangreichen Befestigungswerke haben sich bis heute in Koblenz, Mainz, Landau und Germersheim erhalten. Über ihre wehrtechnische Funktion hinaus erhielten manche Bauten ein architektonisch anspruchsvolles Gesicht, wie die repräsentativen Toranlagen in Germersheim, die nach Entwürfen von Friedrich von Gaertner aus München gestaltet wurden, oder die 1873–1879 von Stadtbaumeister Eduard Kreyßig errichteten Tore der Mainzer Rheinkehlbefestigung.

Für die Entwicklung der traditionsreichen Städte stellten die starren Festungsgürtel jedoch ein Hemmnis dar. Enge und unhygienische Verhältnisse im Stadtinneren sowie das Bauverbot außerhalb der Befestigung verhinderten – im Unterschied zu den anderen Städten Deutschlands –

Wachstum und zeitgemäßen Ausbau. Erst nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und der Verschiebung der Grenzen ergab sich endlich die Möglichkeit moderner Stadterweiterungen. Um für die neuen Stadtbezirke ein regelmäßiges und einheitliches Gesicht zu gewährleisten, wurden – nach preußischem Vorbild – mit Hilfe von Bebauungsplänen Fluchtlinien festgelegt und die notwendige Infrastruktur mit dem Ausbau der Straßen sowie einem modernen Kanalsystem geschaffen. Eine prägende Rolle spielten dabei die Stadtbaumeister, zu denen bedeutende Persönlichkeiten zählten.

In Mainz war die Anlage der Neustadt, die ab 1872 nach Plänen von Eduard Kreyßig die bisherige Bebauungsfläche nach Norden auf das Doppelte vergrößerte, freilich an die kostspielige Erweiterung des Befestigungsringes gekoppelt. In Koblenz erfolgte ab 1889 der Ausbau der Südstadt nach Entwurf des Kölner Stadtbaumeisters Josef Stübben, in Worms wurden zu Ende des 19. Jahrhunderts unter Karl Hofmann das Rheinufer und die westliche Vorstadt bebaut, in Kaiserslautern entstand 1887 der Stadterweiterungsplan von Eugen Bindewald. Die Bebauungskonzepte folgten in klassizistischer Tradition dem Rastersystem mit geradlinigen Straßen, öffentlichen Plätzen an den Kreuzungspunkten und herausgehobenen Bauten als Blickpunkten. Besondere Bedeutung kam den Kirchen als städtebaulichen Dominanten zu, darunter die neugotischen Pfarrkirchen St. Josef in Koblenz (1894–1898), St. Marien in Kaiserslautern (1887–1892) und die Gedächtniskirche der Protestation in Speyer (1893–1904) oder die in italienischen Renaissanceformen errichtete Christuskirche in Mainz (1897–1903) mit ihrer stadtbildprägenden Kuppel. Für die jüdischen Gemeinden wurden stattliche Synagogen errichtet, von denen die meisten jedoch der Pogromnacht 1938 zum Opfer fielen. In Trier, Worms und Landau hatte man anstelle der aufgelassenen Stadtbefestigung großzügige Ringstraßen mit repräsentativer Bebauung angelegt, in Mainz bildete die Kaiserstraße als prachtvoller Boulevard mit begrüntem



Mittelstreifen das Gelenk zwischen Alt- und Neustadt. Erst im frühen 20. Jahrhundert löste man sich zunehmend von diesem Schema und strebte ein abwechslungsreicheres, an historischen Vorbildern ausgerichtetes Stadtbild mit gekrümmten Straßenzügen und malerischen Ansichten an. In den Randbereichen der Städte entstanden stattliche Villen und Landhäuser für das wohlhabende städtische Bürgertum, aber auch auf dem Land für die florierenden Weingüter an Rhein und Mosel sowie in der Pfalz. Grünanlagen und öffentliche, meist im Landschaftsstil gehaltene Parks gehörten zu den festen Bestandteilen der Stadtplanung.

Bis zur Mitte des Jahrhunderts beherrschte der Klassizismus weitgehend die Architektursprache, doch beteiligten sich Architekten wie Johann Claudius von Lassaulx, Georg Moller oder August Voit bereits früher an der Wiederentdeckung und Verbreitung historischer Stile. Insbesondere in der Gründerzeit drang die Stilvielfalt des Historismus in sämtliche Bereiche des Bauens vor. Zunehmend an Bedeutung gewannen im 19. Jahrhundert die öffentlichen Bauten, die prestigeträchtig und

unübersehbar die gewachsenen Ansprüche der bürgerlichen Gesellschaft demonstrierten. Neben den städtischen Behörden trug vor allem die staatliche Bauverwaltung wesentlich dazu bei, dass übergreifend selbst in kleinen Städten und auf dem Lande die funktionalen und ästhetischen Standards im Bauwesen gewahrt blieben. Teilweise nach vorgegebenen Musterentwürfen entstanden zahllose Rathäuser, Schulhäuser, Gerichtsbauten und andere hoheitliche Gebäude. Das erstarkte Selbstbewusstsein des deutschen Kaiserreiches manifestierte sich schließlich in Bauten wie dem gewaltigen Regierungsgebäude der preußischen Rheinprovinz am Koblenzer Rheinufer (1902–1906), mit dessen neuromanischer Fassade man programmatisch an die Tradition der staufischen Kaiserzeit anknüpfte.

Ambitionierte Bauaufgaben stellten sich auch in der öffentlichen Kulturpflege. Das von dem Darmstädter Hofarchitekten Georg Moller 1829–1833 errichtete klassizistische Stadttheater in Mainz erregte als reines Rangtheater ohne Logen ebenso Aufsehen wie durch seine den Zuschauerraum abbildende halbrunde Fassade, die jedoch im

frühen 20. Jahrhundert durch einen Vorbau erweitert wurde. Mit dem Provinzialmuseum der preußischen Rheinprovinz in Trier (1889, heute Landesmuseum Trier), dem Pfälzischen Landesgewerbemuseum in Kaiserslautern (1875–1878, heute Pfalzgalerie) und dem Historischen Museum der Pfalz in Speyer (1907–1909) wurde den wachsenden Sammlungen sowie dem bürgerlichen Bildungsbewusstsein Rechnung getragen. Eine wichtige neue Bauaufgabe bildeten zudem die Saal- und Veranstaltungsbauten. Zwar sind mit der Mainzer Stadthalle (1884) und der Koblenzer Festhalle (1898–1901) die beiden größten Vertreter dieser Baugattung im Zweiten Weltkrieg untergegangen, doch haben sich in der Pfalz mehrere bemerkenswerte Hallenbauten erhalten: die Fruchthalle in Kaiserslautern (1843–1846) in den Formen der italienischen Frührenaissance, der im Stil der Hochrenaissance gehaltene Saalbau in Neustadt an der Weinstraße (1871–1873) und die Landauer Festhalle (1905–1907) in barockisierenden Jugendstilformen.

Charakteristische Beiträge zum Stadtbild leisteten auch die auf öffentlichen Plätzen aufgestellten Denkmäler, an denen sich zugleich die Rückbesinnung auf die nationale Geschichte ablesen lässt. Das Reitermonument für Kaiser Wilhelm I. am Deutschen Eck in Koblenz von 1897 gehört zu den großen Nationaldenkmälern und ist ein Werk von Bruno Schmitz aus Berlin, dem bedeutendsten wilhelminischen Denkmalarchitekten. Mit dem Gutenberg-Denkmal in Mainz, 1837 vom dänischen Bildhauer Bertel Thorvaldsen, und dem figurenreichen Luther-Denkmal in Worms, 1856–1868 von Ernst Rietschel aus Dresden, wurden zwei herausragende Standbilder für bürgerliche Geistesgrößen geschaffen.

Bis heute ist Rheinland-Pfalz kein durch Großindustrie geprägtes Land. Dennoch erlangten in der ersten Jahrhunderthälfte die Eisenverhüttung und der Eisenguss überregionale Bedeutung, vor allem durch die Rheinböller Hütte, die Rasselsteiner Hütte in Neuwied, die Gienanth'schen Hüttenwerke in der Pfalz und die vom preußischen Staat betriebene Sayner Hütte bei Bendorf mit ihrer innovativen gusseisernen Gießhalle. Mit der Übersiedlung der BASF von Mannheim auf die linke Rheinseite im Jahre 1865 erlebte die erst 1853 gegründete Stadt Ludwigshafen enormen Aufschwung und

schnelles Wachstum. Der zügige, dem Raster-system folgende Ausbau führte jedoch auch zu Bodenspekulation und ungesunden Wohnverhältnissen. Durch die Anlage von Arbeitersiedlungen wie der ab 1872 angelegten Wohnkolonie Hemshof mit ihren Backsteinhäusern und Nutzgärten bemühte man sich diesen zu begegnen. Worms, Kaiserslautern und Pirmasens wiederum wurden zu Zentren der Leder-, Maschinenbau-, Textil- und Schuhindustrie, die auch nach dem Niedergang im 20. Jahrhundert ihre Spuren im Stadtbild hinterlassen haben.

Wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung des Landes war der Ausbau der Verkehrs- und Transportwege. Im Zuge der Begradigung des Rheins als Schifffahrtsstraße entstanden neue Hafenanlagen in Ludwigshafen, Worms, Mainz, Bingen, Lahnstein und Koblenz. Die meisten der zu Ende des Jahrhunderts errichteten, zum Teil aufwendig gestalteten Hafengebäude wurden im Zweiten Weltkrieg zerstört oder später abgebrochen; erhalten hat sich die gewaltige, 1890 errichtete Getreidemühle in Lahnstein. Nachdem über Jahrhunderte nur Schiffsbrücken die Querung des Flusses ermöglicht hatten, wurden im 19. Jahrhundert mehrere feste Rheinbrücken errichtet. Ahmten die Brückenportale in Abstimmung auf die örtliche Situation mittelalterliche Befestigungs- oder Tortürme nach (Südbrücke Mainz, 1860–1862; Nibelungenbrücke Worms, 1897–1900) oder nahmen Bezug auf benachbarte barocke Residenzbauten (Straßenbrücke Mainz, 1880–1885), so kamen für die Brücken selbst moderne Stahlkonstruktionen zum Einsatz.

Folgenreich war die Erschließung durch die Eisenbahn seit den 1840er Jahren, die – beginnend im Rheintal – sukzessive alle Landesteile durchdrang. Die Bahnhöfe wurden als repräsentative Stadt-Entrées gestaltet: Während in Mainz der Hauptbahnhof (1884) im Stil der italienischen Renaissance gehalten ist und in Koblenz (1902) barocke Formen aufnimmt, erinnert er in Worms (1901–1904) an die Blüte der Stadt in der Stauferzeit. Dem wachsenden Ausflugsverkehr am Rhein trägt das auf die Flussansicht abgestimmte, villenartige Stationsgebäude von Rolandseck bei Remagen (1855/1856) mit seinen reichen Guss-eisengalerien Rechnung. Auch sonst war man bemüht, die Auswirkungen der modernen Technik mit dem Landschaftsbild zu versöhnen, wie die

aus der Mitte des Jahrhunderts stammenden Tunneleingänge sowohl im Mittelrheintal wie in der Pfalz mit ihren von der Burgenarchitektur inspirierten Giebeln, Turm- und Zinnenaufbauten zeigen.

Die landschaftliche Schönheit der Flusstäler, Weinberge und Wälder zog seit der Romantik zahllose Reisende aus vielen Ländern an. Mit dem Wiederaufbau der Burgruinen Rheinstein, Stolzenfels und Sooneck am Mittelrhein ebenso wie mit der Villa Ludwigshöhe und dem Hambacher Schloss in der Pfalz demonstrierten das preußische sowie das bayerische Königshaus Wertschätzung und Präsenz in ihren fernen Landesteilen. Entwürfe zu diesen und anderen Projekten lieferten bedeutende Architekten wie Karl Friedrich Schinkel und Friedrich August Stüler aus Berlin sowie Friedrich von Gaertner, Leo von Klenze und August von Voit aus München. Die Landesherren förderten ebenso die Erhaltung der historischen Kulturdenkmäler, von denen viele nach den politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen gefährdet waren. Sie legten damit den Grundstein zur staatlichen Denkmalpflege. Alle drei Kaiserdome in Speyer, Mainz sowie Worms wurden im 19. und frühen 20. Jahrhundert restauriert, die römische Konstantinbasilika in Trier unter König Friedrich Wilhelm IV. als evangelische Kirche wiederaufgebaut.

Zum Anziehungspunkt für Fremde aus aller Welt wurden schließlich Kurbäder wie Kreuznach, Neuenahr und Dürkheim. Bevorzugter Kurort Kaiser Wilhelms I. war dagegen Bad Ems mit seinen Badegebäuden, den noblen Hotels und Wohnbauten beiderseits der Lahn – die „Emser Depesche“ rückte die kleine Kurstadt aus ihrer Randposition in der preußischen Provinz 1870 sogar kurz ins Zentrum des politischen Geschehens in Europa.

DR. GEORG PETER KARN

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Weiterbildung und Vermittlung



- 1) vorherige Seite (Seite 5): Koblenz, Regierungsgebäude der preußischen Rheinprovinz
- 2) Mainz, Kaiserstraße mit Christuskirche
- 3) Kaiserslautern, Fruchthalle
- 4) St. Goar, Tunnelportal

Die Kaiserhalle des Speyerer Domes

Vollendung als nationale Aufgabe

Als die Pfalz im 19. Jahrhundert zum Königreich Bayern geschlagen wurde, bestimmte man die Stadt Speyer zum Regierungssitz des neuen bayrischen Rheinkreises. Der kunstbegeisterte und geschichtsbewusste König Ludwig I. entschloss sich 1843, den Speyerer Dom „vollenden“ zu lassen. Das bedeutete für ihn, die Kathedrale würdig auszuschnücken und ihre ursprüngliche mittelalterliche Silhouette zu rekonstruieren. Seine Kunst-, Bildungs- und Fürsorgepolitik sollte damit endlich auch die linksrheinischen, entfernteren Gebiete seines Königreiches erreichen. Außerdem stand man mit dem Speyerer Dom mit anderen deutschen Fürsten im Wettbewerb um das wichtigste, älteste, „deutscheste“ Symbol alter nationaler Herrlichkeit. Den nach Zerstörungen im 17. und 18. Jahrhundert wiederhergestellten Dom ließ Ludwig I. von Johann Baptist Schraudolph 1845 bis 1853 komplett ausmalen. Erst 1853 beauftragte Bischof Nikolaus von Weis den Architekten Heinrich Hübsch mit der Rekonstruktion der westlichen Vorhalle samt Turmgruppe, galt es doch die Finanzierung der Baumaßnahme zu sichern – König Ludwig hatte inzwischen abgedankt und trat nur noch als Mentor und privater Förderer auf. Es wurde nach Kölner Vorbild ein Dombauverein zur Bauförderung gegründet und es gelang mit Hübschs Hilfe, das österreichische Kaiserhaus, den Habsburger Franz Joseph I. für die Finanzierung von Bau und Ausstattung der Kaiserhalle genannten Vorhalle zu gewinnen.

Bei dem Entwurf für den neuen Westbau orientierte sich Hübsch möglichst eng am mittelalterlichen Westbau, wie er aus zwei Zeichnungen des 17. Jahrhunderts bekannt war und „verbesserte“ ihn noch ein wenig: Die triumphbogenartige Erdgeschosszone mit den drei rundbogigen Durchgängen war noch vorhanden. Ihm setzte er ein gleich hohes Obergeschoss mit zentralem – neu erfundenem – Rosenfenster und einen ebenfalls neu erdachten Mittelgiebel auf. Die Turmgruppe

mit zwei schlanken Seitentürmen und Rhombendächern sowie einem gedrungenen achteckigen Mittelturm mit Pyramidaldach nahm Hübsch vom mittelalterlichen Vorbild auf. Die Oberflächengestaltung durch den Wechsel von gelben und roten Sandsteinquaderlagen leitete er vom mittelalterlichen Schiff ab, aber er machte es so akkurat, scharfgeschnitten und glatt, dass ein teppichhafter Eindruck der Fassade entstand. Bei der Ausbildung der Kapitellzonen, Kanten, Archivolten und Gesimse bediente er sich bei den reichen plastischen Formen der Spätromanik. Die drei Gewölbejoche in der Kaiserhalle ließ er als kräftige Kreuzrippengewölbe ausführen.

Das Figurenprogramm in der Halle ist entsprechend den österreichischen Wünschen ein rein weltliches: Vollplastisch zu sehen sind die acht mittelalterlichen Könige und Kaiser, die im Dom begraben sind, von Konrad II. bis Rudolf von Habsburg. Halbkreisreliefs in den Schildbögen der Nord- und der Südseite zeigen Konrad II. bei der Grundsteinlegung des Domes und drei Szenen aus der Vita Rudolfs von Habsburg. Das Skulpturenprogramm am Außenbau zeigt hingegen weitgehend sakrale Motive: an den Seitenportalen die Sünden, am Mittelportal die Tugenden, über dem Schlussstein des Mittelportals mit dem österreichischen Doppeladler die Gottesmutter flankiert von den Heiligen des Domes, im Zentrum des Radfensters das Haupt Christi.

In den Laibungen des mittleren Bogens werden in großen, ursprünglich vergoldeten Lettern die Vollender des neuen, wiedererstandenen Westbaus genannt: Österreichs Kaiser Franz Josef für die Erdgeschosshalle, Herzog Adolf von Nassau für den mittleren Teil mit Fensterrose, König Ludwig von Bayern für die Wiederaufrichtung der Türme und der amtierende Bischof Nikolaus als Bauherr.



- 1) Speyerer Dom von Südwesten
- 2) Vorhalle, Kapitellzone des mittleren Durchgangs, Nordseite
- 3) Vorhalle, südliche Schildwand, Porträtmedaillon, König Ludwig I. von Bayern

Nach der Fertigstellung 1858 hat die Kaiserhalle in den folgenden hundert Jahren kaum eine Veränderung erfahren. Im Rahmen der großen Restaurierungskampagne ab 1957 wurde das Fußbodenniveau des mittleren Jochs entsprechend dem Dominneren abgesenkt und die beiden Denkmäler Rudolfs von Habsburg (1824) und Adolfs von Nassau (1843) vom Inneren des Domes im Süd- bzw. Nordjoch aufgestellt. Gut 150 Jahre nach ihrer Vollendung strahlte die Kaiserhalle nicht mehr im historistischen Glanze. Bei den 2017–2020 durchgeführten Restaurierungsarbeiten wurden die Architekturoberflächen mit Heißdampf und die Nischenfiguren, die Reliefs sowie die beiden Denkmäler berührungsfrei mit Laserstrahlen gereinigt. Die Hintergründe der Reliefs und die mit diamantierten Oberflächen gestalteten Nischen der Königsfiguren wurden mit neuem Blattgold belegt. An Wänden, Sockeln, Stufen und Fußbodenplatten ergänzte

man Ausbruchstellen im Sandstein und schloss offene Fugen. Von der neuerlichen Vergoldung der Inschriften in den Bogenlaibungen wurde abgesehen. Die schmiedeeisernen Torgitter erhielten nach Befund in einem abgetönten hellen Grün eine Neufassung. Die Finanzierung dieser Restaurierungsarbeiten, die sich auf eine knappe Million Euro belief, übernahmen das Domkapitel, die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, der Dombauverein und die Europäische Stiftung Kaiserdom zu Speyer, zum weitaus größten Teil aber das Land Rheinland-Pfalz und der Bund. Die Vollendung der aktuellen Domrestaurierung, die Pflege der Kaiserhalle ist also eine nationale Aufgabe geblieben.

DR. ULRIKE WEBER
 GDKE, Landesdenkmalpflege,
 Praktische Denkmalpflege

Die Kaiser-Wilhelm-Kirche in Bad Ems

Prachtbau und Problemfall

Über 20 Jahre gingen ins Land, bevor die Planungen zur Kaiser-Wilhelm-Kirche in Bad Ems in die Tat umgesetzt werden konnten. Schon 1870 gab es unter der protestantischen Bevölkerung und Kurgästen die Idee, zu Ehren Kaiser Wilhelms I., der häufig in der Kurstadt an der Lahn weilte, einen repräsentativen Kirchenbau zu errichten, denn die im historischen Ortskern gelegene, mittelalterliche evangelische Martinskirche genügte den Ansprüchen der vermögenden und adligen Kurgesellschaft nicht.

Die Idee zum Bau einer repräsentativen Kirche war das eine, die Ausführung das andere. Denn die Kirchengemeinde verfügte nicht über die notwendigen Mittel und war auf Spenden angewiesen. Erst durch die Initiative von Friedrich Christian Carl von Bodelschwingh, der sich ebenfalls öfter in Bad Ems zur Kur aufhielt, nahm das Bauvorhaben ab 1893 an Fahrt auf. Auf dessen Vermittlung konnte Karl Siebold, der für die Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel bei Bielefeld tätig war und hauptsächlich in Westfalen wirkte, als Architekt der Kaiser-Wilhelm-Kirche gewonnen werden. Erst 1897 war die Finanzierung der Baukosten von über 140.000 Mark durch ein „Gnadengeschenk“ von 50.000 Mark des nun regierenden Kaisers Wilhelm II. gesichert, bei dem von Bodelschwingh heftig für den Kirchenbau geworben hatte. Der Kaiser höchstpersönlich hatte die Planunterlagen als *sehr geschmackvoll und stylgerecht* unterzeichnet. Nach über 20 Jahren Planung ging der Bau dann schließlich umso schneller vonstatten. Grundsteinlegung war im Juni 1898, bereits im August des Folgejahres konnte die Kirche eingeweiht werden.

Prächtig und erhaben am Hang gelegen, beherrscht die Kaiser-Wilhelm-Kirche die Blickachse über die Lahn in Bad Ems. Standort und Baugestalt sind als Statement zu verstehen, sollte die Kirche doch des Kaisers würdig sein.

Die kaiserliche Bestimmung ist der Kirche nicht nur in ihrer für die Kurstadt Bad Ems erheblichen Größe und den reichen, neoromanischen Schmuckformen anzusehen, sondern jedes kleinste Detail im Inneren und Äußeren verbildlicht den hohen Anspruch, der mit dem Gotteshaus verbunden war. Nicht protestantisch nüchtern, sondern überbordend reich wurde der Innenraum ausgestaltet und vermittelt mit seiner an ein griechisches Kreuz angelehnten Grundform fast den Eindruck eines begehbaren Reliquienschreines, da keine einzige Fläche im Inneren ohne Verzierungen und Ausschmückung geblieben ist.

Nicht nur die besondere Entstehungsgeschichte, sondern auch die heute noch komplett vorhandene bauzeitliche Ausstattung machen die Kirche zu einem denkmalpflegerisch herausragenden Objekt. Kirchenbänke, Orgel und Kanzel bilden zusammen mit den üppigen Wand- und Deckenmalereien sowie den großen Buntglasfenstern ein Gesamtkunstwerk, das Kirchenbesucher nach wie vor in seinen Bann zieht.

So beeindruckend der Bau mit seiner vollständig erhaltenen Ausstattung ist, so groß sind die Probleme, mit der die Kirche und die Kirchengemeinde heute zu kämpfen haben. Bei der Errichtung der Kirche wurde vor allem auf das Erscheinungsbild Wert gelegt, Zweckmäßigkeit und gute Bedienbarkeit für Wartung und Bauunterhalt waren Nebensache. So sind die Dachräume so gut wie nicht zugänglich, die Wasserableitung der ineinander verschnittenen Dächer war durch innenliegende Fallrohre von Anfang an mangelhaft. Und auch der der Fassade vorgeblendete Tuffstein konnte aufgrund der geringen Festigkeit zwar reich ornamentiert werden, befindet sich heute aber aufgrund seiner ungeeigneten Materialeigenschaften und der mangelhaften Befestigung am Mauerwerk in Auflösung.

Doch nicht nur die den Planungen innewohnenden Schwächen machen die Kaiser-Wilhelm-Kirche zu einem Instandsetzungsfall erster Güte, sondern auch der Untergrund entzieht ihr seit einigen Jahren sprichwörtlich die Fundamente.

Die im Hinblick auf die dringend notwendige Instandsetzung durchgeführten Bodenuntersuchungen und Untergrundbohrungen haben ergeben, dass die Erd- und Gesteinsschichten, auf denen die Kirche errichtet wurde, nicht tragfähig sind. Klaffende Risse, die das Mauerwerk komplett durchziehen, sind Spiegel dieser dramatischen Situation. Der Bau ist deshalb seit mehreren Jahren für die Gläubigen gesperrt. Wären nicht schon die gravierenden Schadensbilder Problem genug, so kommt hinzu, dass die Kaiser-Wilhelm-Kirche heute ohne Nutzung dasteht. Als Pfarrkirche dient St. Martin in der Altstadt.

Die Instandsetzungskosten werden hohe Millionensummen erfordern, und das bei schwindenden kirchlichen Finanzmitteln. Erste Voruntersuchungen zu einer Ertüchtigung, die auch von der Direktion Landesdenkmalpflege finanziell unterstützt wurden, konnten in den letzten beiden Jahren durchgeführt werden. Es fehlt aber bislang an einem Nutzungs- und damit auch zielgerichteten Instandsetzungskonzept. So erscheint das Schicksal eines der prächtigsten historischen Kirchenbauten in Rheinland-Pfalz und eines Zeugnisses der ehemals international bedeutenden Bäderkultur in Bad Ems momentan ungewiss.

DR. KATINKA HÄRET-KRUG

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege



- 1) Kaiser-Wilhelm-Kirche, um 1900
- 2) Kircheninneres, Blick Richtung Altarraum
- 3) Rissbildung im Bereich des Gewölbes aufgrund statischer Probleme des Untergrunds

Die evangelische Erlöserkirche in Gerolstein

Ein Ensemble zur Repräsentation des wilhelminischen Kaisertums

Als eine der letzten monumentalen evangelischen Kirchenbauten des Historismus bildet die Erlöserkirche in Gerolstein den beherrschenden Mittelpunkt eines in vielfacher Hinsicht einzigartigen Gebäudeensembles, das sich nördlich der Kyll im Ortsteil Sarresdorf vor der beeindruckenden Kulisse der Gerolsteiner Dolomiten erhebt. Um dem besonderen Zeugniswert dieser Anlage in gebührendem Maße Rechnung zu tragen, hat das Ensemble eine denkmalrechtliche Neudefinition als bauliche Gesamtanlage erfahren. Denn nur so können der überlieferte räumliche Kontext, insbesondere der parkartige Charakter der Gesamtanlage samt Blickachsen, sowie die historischen Funktionszusammenhänge in angemessener Weise abgebildet und künftig bewahrt werden.

Der denkmalpflegerisch relevante Bereich umfasst die 1911–1913 errichtete Erlöserkirche mit umgebenden Grün- und Freiflächen, das 1893 eingeweihte Pfarr- und Bethaus, das an die Kirche angrenzende ehem. Küsterhaus von 1911 mit Museum inkl. Ausstattung und Exponaten sowie die im Jahre 1907 entdeckten Reste einer römischen Villenanlage aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. Die zugehörigen Bestandteile stammen zwar aus unterschiedlichen Zeitphasen, doch sind sie zu einem einheitlichen, bis heute erleb- baren Geschichtsbild vereint, dem sich anhand der Vielgestaltigkeit der zugehörigen Elemente ein außergewöhnlicher historischer Zeugniswert entnehmen lässt.

Die Erlöserkirche, die als hundertster und zugleich letzter Sakralbau des von Kaiser Wilhelm II. geförderten Evangelischen Kirchenbauvereins nach den Plänen des Berliner Architekten Franz Schwechten errichtet wurde, stellt nicht nur das bedeutendste Beispiel historistischer Architektur in der Eifel dar, sondern ist auch bis heute ein wichtiges Zeugnis des wilhelminischen Kirchenbauprogramms. Die rotsandsteinverkleidete

Kreuzkuppelkirche mit seitlich angebautem Glockenturm kennzeichnet im Äußeren eine historisierende, an romanischen Formen orientierte Architektursprache, die auf mittelalterliche Herrschaftsarchitektur wie San Vitale in Ravenna oder die Aachener Pfalzkapelle verweist. Das Innere hingegen offenbart eine singuläre Raumschöpfung nach byzantinischem Vorbild, die durch großflächige Goldmosaiken nach Entwürfen des Hannoveraner Kirchenmalers Hermann Schaper geprägt ist. Das umfangreiche Bildprogramm unterstreicht die dem Bau zugrunde liegende Idee einer religiösen Überhöhung des Kaisers. Dies zeigt sich u. a. in der zentralen Platzierung seines Porträts an zentraler Stelle in der Kuppel, sodass er bildlich in eine Reihe mit Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa als den herausragenden Repräsentanten des Reiches gestellt wird.

Mit der Kirche eng verbunden sind die freigelegten und konservierten Teile der sog. Villa Sarabodis, deren Name auf den ehemaligen Besitzer dieses einst luxuriös ausgestatteten Landsitzes verweist. Die Reste der römischen Villenanlage entdeckte man 1907 infolge der Ausschachtungsarbeiten für die Kirche im Südosten des Geländes. Der Kirchenbauverein, der ebenfalls für die Errichtung der Erlöserkirche verantwortlich zeichnete, ließ die Fundamente der ehem. Villa freilegen und im südlichen Teil des Geländes teilweise rekonstruieren. Dabei wurden die Reste einer Badeanlage aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. unter Einbeziehung von Originalmaterial wiederhergestellt und mit einem kleinen schützenden Überbau versehen, der unmittelbar an das ruinenähnliche Eingangsportal der Ausgrabungsstätte anschließt. Auch hier verewigte sich das Kaiserpaar mit entsprechendem Allianzwappen, das die Jahreszahlen des Thronjubiläums (1888–1913) zeigt, sowie einer Widmungstafel, die den Bauherren und die einstigen Besitzer der römischen Villa

in zeitlicher Reihenfolge nennt. Nicht nur anhand der Formensprache und Ausstattung der Erlöserkirche, sondern ebenso auf diese Weise zeigt sich der Versuch Kaiser Wilhelms II., eine ungebrochene Traditionslinie bis zu den Anfängen des Römischen Reiches herzustellen.

Nicht unbedeutend erscheint in diesem Zusammenhang die Einrichtung eines Museums in unmittelbarer Nähe zu den ausgegrabenen Ruinen der Villa Sarabodis. Um die historische Bedeutung des Areals zu dokumentieren und die Funde der Ausgrabungen angemessen präsentieren zu können, sollte ein repräsentativer Museumssaal entstehen. Integriert wurde dieser in das ehem. Küsterhaus, das mit der westlich gelegenen Kirche durch einen Arkadengang verbunden ist und ursprünglich auch eine Diakonissenstation beherbergte. Neben einzelnen Fundstücken der Ausgrabungsstätte sollten hier die Planungen zur Erlöserkirche unter der Schirmherrschaft des Kaiserpaars eine adäquate Darstellung finden.

Ebenso wie die Ausgrabungen können letztlich alle zur baulichen Gesamtanlage gehörenden Elemente als Teile eines Gesamtkunstwerkes gelten, die in das übergreifende Konzept eines durch den Kaiser geprägten Geschichtsbildes eingebunden sind. Die Sammlung des Museums, die freigelegten und inszenierten Grundmauern der Villa Sarabodis und die mit Mosaiken prunkvoll ausgestattete Erlöserkirche bilden somit eine beeindruckende Einheit, die nicht zuletzt dem Repräsentationswillen des wilhelminischen Herrscherhauses verpflichtet war.

DR. LEONIE KÖHREN

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Inventarisatorin



- 1) Erlöserkirche und ehem. Küsterhaus von Nordwesten, Ansichtskarte, um 1913
- 2) Kirchenraum nach Süden mit Blick auf Apsis und Altar
- 3) Eingangsportal der Ausgrabungsstätte „Villa Sarabodis“

Die französischen Panoramatapeten in Schloss Herrnsheim

Zuhause verreisen!

Unweit von Worms gelegen und von einem prächtigen Landschaftsgarten umgeben, gilt Schloss Herrnsheim als einer der bedeutendsten Schlossbauten des Klassizismus in Rheinland-Pfalz. Das winkelförmige Gebäude mit seinem markanten Eckturm entstand in zwei Bauphasen zwischen 1810 und 1854 durch Umbau einer älteren, bis ins Mittelalter zurückreichenden Anlage. Aufgrund der von Herzog Emmerich Josef von Dalberg damals erworbenen Innenausstattung zählt das Schloss zu den herausragenden Beispielen des Empirestils in der Region.

Einer der größten Schätze des Schlosses und eines der letzten Zeugnisse der einst luxuriösen Einrichtung sind die Panoramatapeten aus der französischen Manufaktur Dufour, die den raffinierten Geschmack des Schlossherrn widerspiegeln.

Emmerich Joseph von Dalberg (1773–1833), der nach der Französischen Revolution erst in den Pariser Staatsrat und später in die provisorische Regierung berufen wurde, lebte vorrangig in Paris, aber auch in Turin und Neapel. Durch ihn gelangten die Panoramatapeten direkt aus der französischen Metropole nach Worms.

1806 hatte er das durch die Wirren der Revolution verwüstete Herrnsheimer Schloss geerbt. Nach Plänen des Architekten Jakob Friedrich Dyckerhoff (1774–1845) ließ er ab 1808 das zuletzt im Barock ausgebaute Schloss als Sommer- und Familienlandsitz völlig neu konzipieren und umbauen. Für die Ausstattung kaufte er, neben teuren Möbeln, Stoffen und französischen Tapeten, insgesamt auch vier verschiedene Panoramatapeten. Diese exklusiven Wanddekorationen waren im 19. Jahrhundert sehr in Mode, zunächst in Europa, später weltweit.

Es handelt sich um Panoramen, die durch das Nebeneinanderkleben mehrerer bedruckter Papierbahnen rundum an allen Wänden eines Raums „Landschaften“ entstehen lassen. Jede Tapete besteht aus ca. 20 bis 30 Bahnen, bei denen die erste sich motivisch an die letzte anschließt. Der Betrachter, der sich in der Mitte des Raums befindet, gewinnt den Eindruck, von einer ländlichen oder städtischen Szene umgeben zu sein, die ihn gedanklich in eine andere Zeit oder an einen anderen Ort versetzt, so dass er „zuhause verreisen“ kann. Als beliebte Motive galten z. B. Landschaften Europas, Städteansichten, Jagdbilder oder auch Szenen aus Sagen und der antiken Mythologie. In der Zeit zwischen 1800 und 1865 entstanden so über hundert Motive, die ausschließlich in Frankreich produziert wurden. Das sehr aufwendige Herstellungsverfahren stellte damals eine technische Meisterleistung dar, denn der Druck erfolgte mithilfe mehrerer tausend verschiedener handgeschnittener Holzmodeln, deren Motive zunächst auf einzelnen Papierbögen aufgebracht und dann zu Bahnen zusammengesetzt wurden. Als führend in der Herstellung solcher Papiertapeten galt insbesondere die 1797 in Mâcon gegründete Tapetenmanufaktur Dufour.

Bei den vier Ankäufen, die Emmerich Joseph von Dalberg für Herrnsheim bei Dufour vornahm, handelt es sich neben der Tapete mit den Pariser Stadtansichten *Les Monuments de Paris* um die Bildtapete *Rives du Bosphore* als auch um die Motive *Scènes Turques* und *Les Portiques d'Athènes*. Von den beiden letztgenannten Panoramen existieren leider nur noch wenige Bahnen, die sich heute im Kunsthaus „Heylshof“ befinden.

Die Tapete mit der Darstellung der wichtigsten Bauwerke von Paris kann als Herzstück

der „Tapetensammlung“ bezeichnet werden, da sie sich seit ihrem Ankauf durchgängig im Schloss befunden hat. Ihre Entstehungszeit fällt in die Jahre zwischen 1812 und 1814 und wurde vermutlich während der Umbauphase der Innenräume in der Zeitspanne zwischen 1820 und 1825 angebracht. Zunächst in einem kleinen, familiär genutzten Raum im Erdgeschoss des Westflügels, dem sogenannten *Pariser Quartier*, wo sie sowohl die Zeit nach dem Tode Dalbergs überdauerte, als die gemeinsame Tochter von Emmerich Joseph und der Genueserin Marquise de Brignole-Sale, Marie-Louise, das Schloss 1840 bis 1845 durch den Architekten Ignaz Opfermann erneut umbauen ließ, wie auch die Zeit, als der einzige Erbe Lord Dalberg-Acton das Schloss 1883 an die Freiherren von Heyl verkaufte. Erst in den Jahren 1962/63 erfolgte die Translozierung der Wanddekoration in das erste Obergeschoss des repräsentativen Hauptbaus, denn das Schloss war 1957 in den Besitz der Stadt Worms übergegangen und im Westflügel sollten städtische Mietwohnungen eingerichtet werden. Direkt im Raum daneben muss wohl auch in dieser Zeit die etwas jüngere Panoramatapete *Rives du Bosphore* („Die Ufer des Bosphorus“) aus dem Jahre 1829 angebracht worden sein.

Aufgrund der bevorstehenden Generalsanierung des Schlosses war nunmehr im Herbst 2020 die Abnahme der beiden Panoramatapeten erneut erforderlich geworden. Für die Dauer der Baumaßnahme wurden die Wanddekore bis zu ihrer Restaurierung fachgerecht eingelagert. Es besteht aber die Absicht, alle vier Panoramatapeten der Dalbergzeit nach der Sanierung vor Ort wieder zusammenzuführen und im Herrnsheimer Schloss der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

CLAUDIA GERNER-BEUERLE

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Restaurierung



- 1) Panoramatapete „Les Monuments de Paris“
- 2) Tapete „Rives du Bosphore“, Detailsicht
- 3) Tapete „Les Monuments de Paris“, Figurengruppe

Der Stein'sche Turm am Schloss in Nassau

Arbeiten und Gedenken, Beten und ‚Baden‘

Im Zuge der Modernisierung entschloss sich 1814 Heinrich Friedrich Karl vom Stein sein Schloss in Nassau an der Lahn nach Plänen von Johann Claudius von Lassaulx (1781–1848) sowie Christian Zais (1770–1820) durch einen Turm zu erweitern. Bis 1827 entstand unter Mitwirkung des Bauherrn mit dem Stein'schen Turm eine der frühesten neugotischen „alt-deutschen“ Architekturen, die dem Wunsch des Reichsfreiherrn entsprechend vor allem dem Andenken an die Freiheitskriege gewidmet war.

Über oktagonalem Grundriss erhebt sich der Turm in drei Geschossen und schließt mit einer in neugotischen Maßwerkformen verzierten Brüstung ab. Die Fassaden gliedern spitzbogige Maßwerkfenster sowie auf der Ost- und Westseite Stufenportale, über denen im mittleren Geschoss Balkone angeordnet sind. Zu ihren Seiten sind Flachreliefs des Kölner Bildhauers Joseph Imhoff, nach Entwürfen von Maximilian Fuchs, angebracht. Sie zählen zu den frühesten neugotischen Plastiken Deutschlands.

In einer ersten Planungsphase sollte das Erdgeschoss neben den erhaltenen rituellen Marmorbädern eine vom Schlosspark her zugängliche Kapelle aufnehmen, die jedoch nie vollendet wurde. Im Obergeschoss wurde das Arbeitszimmer des Freiherrn mit seinem oktagonalem Sterngewölbe eingerichtet. Noch heute bergen die hinter einer Holzvertäfelten Wand eingebauten Bücherschränke den umfangreichen Bestand der Arbeitsbibliothek des Freiherrn. Die Schildbögen unter dem Gewölbe zieren in Ergänzung zu den Maßwerkfenstern hölzerne Maßwerkformen, in die Porträts bedeutender geschichtlicher Persönlichkeiten eingefügt sind. Der ebenfalls sterngewölbte Raum im zweiten Obergeschoss ist dem Gedenken an die Befreiungskriege gewidmet. Die hell durchlichtete Ehrenhalle beherbergt die von Christian Daniel Rauch geschaffenen Büsten der drei

Souveräne der Hl. Allianz und in den ebenso sternförmig verlegten Fußboden ist mittig das Eiserne Kreuz mit dem Wahlspruch der preußischen Landwehr eingelassen. Die aufwendig gestalteten Maßwerkfenster der Ehrenhalle wurden aus Metall gegossen.

2011–2012 wurden intensive Voruntersuchungen an der Bausubstanz und der Ausstattung durchgeführt, die, durch eine Literatur- und Archivrecherche begleitet, umfangreiche Erkenntnisse zum Bestand des Turms und seiner bauzeitlichen Redaktionen lieferten. Die Untersuchungen zeigten nicht nur, dass sich große Teile der Ausstattung in stark angegriffenem und gefährdetem Zustand befanden, sondern ergaben auch eine dichte Befundlage zur bauzeitlichen Farbgestaltung des Turms. Diese ermöglichte, den Turm und seine Ausstattung wieder im Erscheinungsbild des frühen 19. Jahrhunderts zu einer harmonischen Geschlossenheit zusammenzuführen.

Vor Beginn der Maßnahme wurde die wertvolle Arbeitsbibliothek des Freiherrn dokumentiert und fachgerecht ausgelagert. Schadensbilder wie der Pilz- und Schwammbefall am Fußboden der Ehrenhalle, der akut die Substanz gefährdete, sowie Rostsprengungen an den Fenstern wurden restauratorisch bearbeitet und die Raumbefassung der Halle nach Befund angelegt. Der flächenhaft hohl stehende zementhaltige Fassadenputz, den man vermutlich bei einer Sanierung in den 1980er Jahren aufgebracht hatte, wurde abgenommen, das Mauerwerk neu verputzt und nach Befund gebrochen weiß gefasst. Die schadhaften Malschichten der Gemälde im Arbeitszimmer wurden gesichert und gereinigt, ihre Konstruktion ertüchtigt und die Hintergründe der Bogenfelder in bauzeitlicher Farbfassung wiederhergestellt. Krepierete Überzüge auf der hochwertigen Holz- ausstattung wurden schonend abgenommen und erneuert, Vergoldungen zurückhaltend ergänzt

und das bauzeitliche Parkett behutsam aufgearbeitet. Auch der Mechanismus, der es ermöglichte, die Bibliotheksschränke im Arbeitszimmer zu begehen, wurde wieder in Funktion gebracht. Die rituellen Marmorbäder erhielten eine Neufassung nach Befund und der erhaltene Lahn-marmorboden wurde zurückhaltend ge-reinigt und gesichert. Die Entscheidung über die künftige Nutzung des in der Stein'schen Planung als Kapelle geplanten Raumes fiel schließlich erst spät im Verlauf der Maßnahmen. Sie führte zurück zum Ursprung des Entwurfs des Freiherrn: Der unvollendete, lange als Archiv und Abstellkammer genutzte Raum wurde nach 200 Jahren als Kapellenraum mit flacher dreiseitiger Apsis auf der Grundlage der erhaltenen Pläne Lassaulx' „vollendet“. Erst im Herbst 2017 kehrte auch die Bibliothek in das Arbeitszimmer des Reichsfreiherrn im Stein'schen Turm zurück. Stark schadhafte Bände wurden vor ihrer Rückkehr nach Nassau restauriert und gesichert.

Als Arbeits- und Gedächtnisturm stellt der Stein'sche Turm eine einzigartige und bedeutsame Schöpfung dar, deren umfassende geistige und gestalterische Idee durch den Reichsfreiherrn vom und zum Stein inspiriert wurde. Mit seiner wiederhergestellten Farbigkeit des frühen 19. Jahrhunderts zeigt er sich wieder als ein herausragendes Zeugnis früher deutscher Neugotik, an dem die Vorstellungen und Intentionen des berühmten Bauherrn noch heute ablesbar sind.

DR. ALEXANDRA FINK

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Inventarisatorin*



- 1) Schloss Nassau, Gartenansicht mit Stein'schem Turm
- 2) Arbeitszimmer
- 3) Ehrenhalle, Eisernes Kreuz mit Wahlspruch der preußischen Landwehr

Die Restaurierung des Kleinen Rittersaals auf Schloss Stolzenfels

Rittertugenden und Gottesgnadentum

Schloss Stolzenfels bei Koblenz ist das bedeutendste Werk der preußischen Rheinromantik. Unter Verwendung einer mittelalterlichen Burgruine entstand ab 1836 unter dem preußischen Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV. ein Gesamtkunstwerk aus Architektur, Ausstattung, Park- und Gartenanlagen. Das Schloss fasziniert bis heute durch seine politisch-religiöse Aussage und seine elegante Ästhetik. Karl Friedrich Schinkel lieferte einen „Generalplan“, Peter Josef Lenné schuf die Gartenanlagen.

Zum Raumprogramm von Schloss Stolzenfels gehört u. a. der vollständig ausgemalte Kleine Rittersaal, geschaffen 1843–1847 durch Hermann Anton Stilke (1803–1860), der der Düsseldorfer Malerschule angehörte. Der im mittelalterlichen Wohnturm befindliche Saal ist über einem Sockel aus hölzernen Wandpaneelen an den Wänden reich mit Malereien dekoriert und das neu aufgebaute, blaugrundige Gewölbe ist mit farbigen und vergoldeten Rippen verziert. Das Bildprogramm thematisiert die Rittertugenden anhand historischer Ereignisse bzw. Legenden aus dem Leben bedeutender mittelalterlicher Kaiser und Könige. Dargestellt sind Tapferkeit, Treue, Gerechtigkeit und Beharrlichkeit im Glauben sowie Minne und Gesang. Darunter verläuft ein Arabeskenfries mit passenden allegorischen Figuren. Zwischen den Fenstern sind vier, im Rheinland besonders verehrte Heilige abgebildet, die ritterliche und christliche Tugenden vereinen, die Fensterlaibungen zeigen die Städtewappen der 1815 neu entstandenen Rheinprovinz.

Auf vielschichtiger Weise verknüpft das Bildprogramm das Haus Hohenzollern als neuen Landesherrn im Rheinland mit dem Ort Stolzenfels. Die christlichen eingebundenen Rittertugenden verweisen auf das Gottesgnadentum, aus dem Friedrich Wilhelm IV. sein

Herrschaftsverständnis ableitete. Er sah sich in der Tradition der dargestellten Personen und versprach so der Rheinprovinz ein in deren Sinne guter Herrscher zu sein.

Nachdem Maltechnik und Schäden des Kleinen Rittersaales bereits 2011 untersucht worden waren, konnte die Restaurierung des Raumes 2020 erfolgreich abgeschlossen werden. Die Malereien wurden in zwei verschiedenen Techniken ausgeführt: Die großen figürlichen Darstellungen wurden als Fresken direkt auf den feuchten Putz gemalt, der Arabeskenfries hingegen wurde als enkaustische, d. h. als (Kalt-)Wachsmalerei aufgebracht. In dieser Technik relativ unerfahren, durfte Stilke zum weiteren Studium nach München reisen. Wechselnde Gehilfen machten es schwierig, eine gleichmäßige Qualität der Arbeit zu gewährleisten. Wegen der Eile der Arbeiten war der Putz nicht sorgfältig gearbeitet und für die enkaustischen Malereien zu feucht – schon zehn Jahre nach Fertigstellung mussten hier die ersten Schäden behoben werden.

Trotz dieser Unzulänglichkeiten sind die Malereien weitgehend vollständig erhalten. Bei den Fresken kann man im Streiflicht die Abgrenzung der Tagwerke und die Übertragungsspuren vom Entwurfskarton gut erkennen, ebenso wie die Ergänzungen mit Ölkreiden. In einigen Bereichen wurde mit der Struktur des Goldgrundes experimentiert: Um eine raue Oberfläche als Kontrast zu stark geglätteten Figuren zu erhalten, streute man z. B. den Goldgrund des hl. Georg mit Sand auf einem Schellackuntergrund ab, der anschließend mit Blattgold überzogen wurde. Wegen des damit verbundenen Aufwands beschränkte man sich danach auf die Aufrauung der Putze.

Vor der Restaurierung zeigten sich Ablösungen der Malschicht in Schollen, manchmal bis zur Freilegung des Untergrundes und vermutlich

aufgrund einer mangelhaften freskalen Bindung. Risse und Hohlstellen erwiesen sich glücklicherweise als weitgehend unproblematisch. Weißliche Schleier, dunkle oder helle Flecken konnten auf eine Besiedelung mit Mikroorganismen bzw. Salzablagerungen zurückgeführt werden, die durch das Farbmateriale bzw. wechselnde Raumfeuchte bedingt waren. Vor allem die bereits mehrfach überarbeiteten Malereien in den Fensternischen waren stärker geschädigt.

Mit Hilfe von Musterflächen wurden die Wege für Reinigung, Festigung und Kittung erprobt und die Kosten ermittelt. Das Grundkonzept „so viel wie nötig und so wenig wie möglich“ bedeutete hier eine Sicherung mit gleichzeitiger Wiederherstellung eines optisch geschlossenen Erscheinungsbildes. Ein gealterter Zustand und unauffällige Fehlstellen wurden dabei akzeptiert. Die Reinigung erfolgte mit Pinsel und Mini-Staubsauger und nur in ausgewählten Bereichen mit einem feuchten Schwamm. Kittungen und Festigungen fanden nur dort statt, wo es unbedingt notwendig war. Auch Retuschen wurden auf ein Minimum beschränkt, um z. B. im Bereich von Gesichtern das Bild zu schließen. Beim Gewölbe war die Wiederherstellung der Bänderung als optische Führung jedoch unverzichtbar für den Raumeindruck.

Um die künstlerisch wie programmatisch bedeutende Ausmalung auch in Zukunft zu erhalten, sind regelmäßige Wartungsbegehungen geplant. Auch wird eine Regulierung des Raumklimas notwendig sein. Nach der aufwendigen Restaurierung, die vordergründig „nur den Grauschleier“ entfernt hat, präsentiert sich der Kleine Rittersaal heute wieder gut konserviert in einem frischen, fast heiteren Erscheinungsbild.

DR. MARIA WENZEL

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege



- 1) Kleiner Rittersaal nach der Restaurierung
- 2) Wappen der Stadt Bacharach, vor, während und nach der Restaurierung
- 3) Arabeskenfries, allegorische Darstellung eines Drachentöters, vor der Restaurierung

Die Wiederherstellung des Großen Salons in Schloss Sinzig

Eine großbürgerliche Villa des 19. Jahrhunderts

Das sogenannte Schloss Sinzig wurde als Villa im neugotischen Stil in den Jahren 1856 bis 1859 erbaut. Bauherr war der Kölner Kaufmann Gustav Bunge (1821–1891), die Pläne stammen vom Architekten Vincenz Statz (1819–1898), der als Kölner Domwerkmeister zu den bedeutenden Vertretern der Neugotik im Rheinland zählte und zahlreiche qualitativvolle Werke in der Region geschaffen hat.

Die Villa steht auf den Grundmauern einer ehemaligen Wasserburg, welche im 17. Jahrhundert zerstört worden war. Der umgebende Park wurde von Joseph August Lenné angelegt und orientiert sich in der Anlage am Grundriss der Wasserburg.

Bunge, wohlhabend und mit der Tochter einer Tuchfabrikantenfamilie verheiratet, ließ das Schloss als Familien-Sommerresidenz bauen. Die älteste Tochter der fünf Kinder, verheiratet mit dem Kölner Bankier und Kunstmäzen Ernst Koenigs, übernahm später das Haus. Fortan, bis in die 1930er Jahre, war es sommerlicher Treffpunkt für den großen Familien- und Freundeskreis, darunter auch viele bekannte Künstler wie der Maler Leopold von Kalckreuth (1855–1928). Von ihm stammt ein Porträt der Enkelin Adelheid im ehemaligen Speisezimmer. Adelheid wurde Bildhauerin, ihr Bruder Franz war Bankier und zugleich versierter Kunstsammler. Die Familie verkörperte somit über mehrere Generationen den Typus des kultivierten und zugleich geschäftstüchtigen Bildungsbürgertums im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. 1954 wurde das Gebäude von den Erben an die Stadt verkauft. Heute sind dort Heimatmuseum und Stadtarchiv untergebracht, die repräsentativen Räume im Erdgeschoss dienen kulturellen und (standes-)amtlichen Zwecken.

Die Qualität der burgartig angelegten Architektur wird unterstrichen durch die verbauten, wertigen Materialien. Für die Außenwand-

flächen wurde grob behauene Grauwacke, für Details wie z. B. die Fenstergewände Sandstein verwendet. Es dominiert die neugotische Formsprache mit größtenteils steilen Dachneigungen und Treppengiebeln. Die Fensteröffnungen sind überwiegend schmal und hoch, teils mit spitzbogigem Abschluss, breitere Fenster sind durch gotisches Maßwerk untergliedert.

Die repräsentativen Räume im Erdgeschoss sind über die Eingangshalle zugänglich, wie auch untereinander durch Doppeltüranlagen verbunden. Eingangshalle und Treppenhaus waren ursprünglich nicht tapeziert, sondern zeittypisch in Schablonentechnik ausgemalt.

Der östlich gelegene kleine Salon diente vormals als Empfangsraum mit Zugang zur ehemals überdachten Terrasse. Die bauzeitliche Gestaltung ist nicht geklärt, restauratorische Untersuchungen wurden noch nicht abschließend durchgeführt. Gleiches gilt für das mittig gelegene, ehemalige Speisezimmer mit seiner erhaltenen Holz-Kassettendecke.

Aufwendig ausgestattet ist der westlich gelegene Große Salon. Die jüngst erfolgte Restaurierung des heutigen „Kultursaals“ wurde mit Landesmitteln unterstützt. Eine vorweg durchgeführte Untersuchung des historischen Bestandes sowie der vorliegenden Schadensbilder diente der Konzipierung entsprechender Maßnahmen. Die ursprüngliche Raumwirkung konnte durch konservatorische, restauratorische und bedarfsweise auch rekonstruierende Maßnahmen wiederhergestellt werden. Am Tafelparkett wurden Schäden der Unterkonstruktion behoben, die Oberflächen behutsam gereinigt und mit Hartwachsöl behandelt. Durch Wasserschäden stark geschädigte Bereiche in einigen Fensternischen mussten rekonstruiert werden. An den geprägten und teilvergoldeten Lederbespannungen der geschnitzten Eichenholz-Vertäfelungen wurden



- 1) Schloss Sinzig, farbig gefasste Tür des Kultursaals, nach Restaurierung
- 2) Außenansicht mit Parkanlage
- 3) Kultursaal, nach Restaurierung

Löcher und Risse geschlossen. Die Rahmenkonstruktionen der Doppelflügeltüren waren überstrichen. Die vom Schwager des Bauherrn, Carl Christian Andreae (1823–1904), bemalten Papierkaschierungen in den Füllungsfeldern hatte man dabei glücklicherweise ausgespart. Nach Befund konnte die ursprüngliche Farbigkeit der Rahmen wiederhergestellt werden. Hinweise für die Rekonstruktion der bauzeitlichen Wandgestaltung gab ein aufgefundener Tapetenrest. Unter den Anstrichen der Fenster- und Türleibungen konnten historische Ausmalungen teils freigelegt, teils anhand von Farbbefunden rekonstruiert werden. Die aufwendig gestaltete, ebenfalls von Andreae ausgemalte Stuckdecke war bereits 2017, nach eingehender Untersuchung, restauriert worden. Zuletzt erfolgte 2020 die Restaurierung der bauzeitlichen Fenster- und Türanlagen.

Überaus reizvoll ist zudem das angrenzende, kapellenartig angelegte Turmzimmer. Die Gewölbe tragen eine dekorative Ausmalung, vor den neugotischen Vertäfelungen sind vier Sofas mit geschnitzten Seitenwangen fest eingebaut. Vier Marouflagen mit Historienmalereien von Andreae schmücken die Wände. Es handelt sich dabei um im Atelier geschaffene Malereien auf Leinwand, welche dann wie eine Tapete vor Ort an der Wand verklebt wurden. Dargestellt sind historische Szenen aus unterschiedlichen Epochen: römische Schiffe auf dem Rhein, die Schlacht im Teutoburger Wald, die Heilige Helena mit dem Kreuz Christi, Kaiser Karl der Große mit den Plänen der Pfalzkapelle zu Aachen.

MARTIN HAMMER
 GDKE, Landesdenkmalpflege,
 Restaurierung

Neue Erkenntnisse zur Innendekoration der Burg Cochem

Wie ein Märchen aus alten Zeiten

Ein Märchen aus alten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn, heißt es im berühmten Gedicht von Heinrich Heine über die Loreley von 1832. Die Verse spiegeln die im 19. Jahrhundert weit verbreitete Rhein- und Burgenromantik wider, die auch das Moseltal zu einem Sehnsuchtsort werden ließ. Nachdem das preußische Königshaus Burgen wie Sooneck oder Stolzenfels wiederhergestellt hatte, entdeckte auch das wohlhabende Bürgertum die Burgruinen an Rhein und Mosel für sich. Unter der Vielzahl der Burgen sticht der Wiederaufbau von Burg Cochem als eine der am konsequentesten durchgeführten Burgenrekonstruktionen an der Mosel hervor.

Burg Cochem, deren Ursprünge vermutlich im frühen 11. Jahrhundert liegen, ist nachweislich 1130 erstmals schriftlich erwähnt. Unter König Konrad III. 1151 zur Reichsburg erhoben, wurde sie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter dem Trierer Erzbischof Balduin von Luxemburg stark ausgebaut. Im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekriegs wurde sie 1689 zerstört.

Erst annähernd zwei Jahrhunderte später erwarb 1868 der Geheime Kommerzienrat Jakob Louis Ravené, ein Berliner Stahl- und Eisenwaren-Großhändler, die mittelalterliche Ruine und veranlasste ihren Wiederaufbau und Ausbau zu einem Sommersitz. Für die Planung und Umsetzung zeichnete ab 1871 der Architekt Hermann Gustav Ende verantwortlich, der ab 1874 von Julius Carl Raschdorff abgelöst wurde, dem späteren Architekten des Berliner Domes. Nach umfangreichen Vorarbeiten erfolgte die Wiederherstellung im Wesentlichen von 1874 bis 1877. Der Innenausbau konnte jedoch erst nach dem Tod des Bauherren durch seinen Sohn Louis Auguste Ravené vollendet werden.

Der Koblenzer Historiker und Archivar Leopold von Eltester dokumentierte den Wiederaufbau

der Burg in Zeichnungen und in einer schriftlichen Abhandlung. In dieser schreibt er als Zeitzeuge 1878: *Als leitender Gedanke für den Neubau schwebte dem Bauherren, das Bild der Burg vor, wie es das [...] Blatt im Städtebuch von Georg Braun und Hogenberg vom Jahr 1576 wiedergibt; und er entschloss sich daher unter Benutzung der vorhandenen Ueberreste eine Restauration vorzunehmen, welche im Wesentlichen das äußere Gewand der Burg im 16. Jahrhundert wiedergab, im Inneren aber modernen Anforderungen und heutigen Bedürfnissen Rechnung trug.*

Dieses von ihm selbst formulierte Ziel hinderte Ravené jedoch nicht daran, den Wiederaufbau gemäß dem damaligen Idealbild einer mittelalterlichen Burg auszuschmücken und zu verändern. So ist zum Beispiel der größte Teil der Zinnen eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, auch wurden Gebäude ergänzt und der „geheime“ Zugang vom Romanischen Zimmer zur Bibliothek entspricht den zeitgenössischen Vorstellungen. Eine zeitgemäße Innenausstattung mit einem Billardzimmer, einem Rauchzimmer, einem Badezimmer sowie einer Halle mit Vorhalle war zum Beispiel für das auf den Überresten eines Wehrturms errichtete sogenannte Spielhaus geplant.

Im Inneren erhielt die Burg eine aufwendig gestaltete Ausstattung. Den malerischen Innenschmuck entwarf der Berliner Künstler Ernst Ewald. Die Möbel und Ausstattungselemente wie Kamine und Wandvertäfelungen wurden aus vielfältigen Quellen zusammengetragen und repräsentieren verschiedene Stilarten und Zeitepochen. Diese reichen vom spätgotischen Kamin im Speisesaal über Delfter Kacheln aus dem 16./17. Jahrhundert bis hin zu „antik“ gearbeiteten Stücke aus dem 19. Jahrhundert. Dabei entstand im Inneren ein für die Zeit typischer Stilpluralismus.

Mit welchem hohem Anspruch die Innendekoration erfolgte, konnte jüngst anhand von Freilegungen der originalen Bemalung des 19. Jahrhunderts in zwei Räumen belegt werden. Unter jüngerer Ausmalung wurden die nahezu vollständig erhaltenen Wand- und Deckenmalereien gefunden. In einer Kemenate zierte die Wand ein aufgemalter Wandbehang, der mit Borten aus Tierdarstellungen und geometrischen Mustern dekoriert ist. Den unteren Abschluss bildet eine illusionistisch gemalte Fransenborte. Die Decke ist in einem leuchtenden Blau mit goldenen floralen Mustern gestaltet. Dabei wurden auch Flächen gefunden, die als Musterflächen interpretiert werden. Sie zeigen einen aufwendig gemalten Schattenwurf auf dem Wandbehang, der jedoch nicht für die gesamte Ausmalung übernommen wurde. Die Gründe hierfür können nur vermutet werden und reichen von einer möglichen Erfordernis Kosten einzusparen, bis hin zu ästhetischen Gründen.

Durch die erfolgreiche Restaurierung der Originalsubstanz ist es möglich, in die Welt des 19. Jahrhunderts einzutauchen und die damalige Sehnsucht nach einem Leben auf einer Burg authentisch nachzuerleben.

Die auf einem steil aufragenden Bergkegel über dem Moseltal thronende Burg beherrscht Tal und Stadt und verkörpert in ihrer Silhouette das damalige Idealbild einer mittelalterlichen Burganlage. Sie gehört zu den bedeutendsten Bauwerken des Historismus im Moselgebiet. Noch längst sind aber nicht alle Fragen zur Geschichte der Burg Cochem erforscht und sicherlich hütet sie noch viele Geheimnisse, insbesondere aus der Zeit des Wiederaufbaus, die darauf warten entdeckt zu werden.

ESTHER KLINKNER

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege



- 1) Burg Cochem, Ansicht über der Mosel
- 2) Ruine vor dem Wiederaufbau, Zeichnung von J. Raschdorff, 1876
- 3-4) Sog. gotisches Zimmer, Detail Schattenwurf und Gesamtansicht

Der Neue Marstall von Schloss Monrepos bei Neuwied

Aus Schwemmsteinen mit preußischen Kappendecken

In herrlicher Lage auf einem zum Rhein hin abfallenden Westerwälder Höhenrücken ist von weither der „Prinzessinnenbau“ der einstigen Schlossanlage Monrepos erkennbar, früher noch markanter das eigentliche sog. „Weiße Schloss“. Alexander Graf zu Wied hatte es als Sommersitz durch den Frankfurter Baumeister Behagel von Adlerskron 1757 planen lassen. 1767 fertiggestellt, bestand es zunächst aus drei zweigeschossigen Pavillons mit eingeschossigen Verbindungsflügeln und insgesamt 31 Fensterachsen, bis es 1844/45 bzw. 1892 um je ein Geschoss erhöht wurde. 1969 wurde das Schloss niedergelegt, nachdem es durch Kriegsschäden und Vandalismus sehr gelitten hatte.

Erhalten blieb jedoch ein Konglomerat an Nebengebäuden, das heute als bauliche Gesamtanlage geschützt ist. Hierzu zählen der südlich gelegene, nachweislich bereits im 16. Jahrhundert existierende Hanhof mit Hofhaus und Wirtschaftsbauten des 18. und 19. Jahrhunderts, sodann das sogenannte „Schwedenhaus“ von 1880/89, das holzverkleidet und in Schwedenrot gestrichen dem dreigeschossigen Bau seinen Namen gab, sowie in dessen Schatten das 1892 in Bruchsteinsichtmauerwerk errichtete Küchen- oder Glockenhaus. Um dieselbe Zeit wurde auch vis-à-vis ein Neubau errichtet, den die Fürstenwitwe Marie, Prinzessin der Niederlande, 1909 im Stil eines englischen Landhauses erweitern ließ. Die nunmehr zweigeschossige Anlage wird überspannt von einem Mansardgiebeldach mit sieben Zwerchhäusern und vielen Giebelgauben. Später lebten in diesem „Waldheim“ genannten Bau zwei unverheiratete Prinzessinnen, weshalb er auch landläufig „Prinzessinnenpalais“ hieß. Nach Leerstand und diversen Nutzungen wurde in den 1980er Jahren die Idee geboren, die seinerzeit sensationellen Ausgrabungen altsteinzeitlicher Funde aus dem benachbarten Gönnersdorf hier museal zu präsentieren und zu erforschen.

2011–2013 wurde das Gebäude mit Mitteln des Landes aufwendig saniert und auch die Dauerausstellung neu konzipiert. Es heißt nun: „Monrepos, Archäologisches Forschungszentrum und Museum für menschliche Verhaltensevolution“.

Folgt man dem Weg Richtung Westen, passiert man den „Alten Marstall“ und erreicht schließlich den „Neuen Marstall“. Da man seinerzeit aufgrund des häufigen Besuchs von Gästen auf Monrepos einen praktischeren und komfortableren Marstall benötigte, ließ Fürst Wilhelm 1898 vom Neuwieder Architekten und Bauunternehmer Josef Ganzer (1842–1914) Pläne erstellen, um hier in einer Dreiflügelanlage genügend Raum für Hallen zur Unterbringung der fürstlichen Kutschen und Sulkys sowie die bestmögliche Versorgung der Pferde zu gewährleisten. Diese wurden in einer eindrucksvollen Stallhalle des Querriegels untergebracht, dem mittig ein Treppen- und Aufzugsturm zur Andienung des Futterbodens darüber vorgestellt wurde, seitlich von zwei Flügelbauten flankiert. Die Rohbauabnahme erfolgte am 17. Mai 1899, die Baukosten beliefen sich auf mehr als 138.000 Mark.

Baumeister Ganzer entstammte einer Neuwieder Bauunternehmerfamilie und war mit der Tochter eines erfolgreichen Schwemmsteinfabrikanten liiert. Er plante und baute zahlreiche Projekte für das fürstliche Haus, sodass man ihn damals als „Hofbaumeister“ hätte bezeichnen können. Die Verwendung des Schwemm- oder Bimssteines als eines innovativen neuen Baustoffes lag ihm besonders am Herzen.

Das 1845 durch den Koblenzer Bauinspektor Ferdinand Nebel entwickelte Verfahren, aus Bims mittels Kalkmilch als Bindemittel den sog. „Schwemmstein“ herzustellen, der nach einer Trocknungszeit von mehreren Monaten verbaut werden konnte, revolutionierte die hiesige Bau-



- 1) Neuer Marstall, Treppen- und Aufzugsturm im Hof
- 2) Neuer Marstall, Dreiseithof von Osten
- 3) Stallhalle mit Ziegelsteinkappendecke auf gusseisernen Stützen

stoffindustrie und drängte fortan Ziegel, Bruchstein und Fachwerk in den Hintergrund. Die Beimischung von Portlandzement als Bindemittel anstelle unterschiedlicher hydraulischer Kalksorten führte Anfang des 20. Jahrhunderts zur attestierten Druckfestigkeit, sodass fortan bis in die Gegenwart fast alle Bauten der Region ausschließlich mit diesem Werkstoff erstellt wurden.

So ist zwar das Untergeschoss des Neuen Marstalls aus Sichtmauerwerk in Schiefer- und Grauwackebruch aufgeführt, das Obergeschoss und der Treppenturm jedoch mit den klassischen Vierzollsteinen im Format 25 x 12 x 10 cm gewollt steinsichtig errichtet, wobei die Fensterfaschen von Ziegelsteinen gerahmt sind. Die mächtigen Kappendecken ruhen auf Gusstahlstützen, die in der nahe gelegenen Sayner- oder Concordiahütte hergestellt wurden.

Ihre flachen, zwischen zwei parallelen Doppel-T-Trägern eingepassten Segmenttonnen aus Ziegelstein waren damals erst seit kurzem in Gebrauch gekommen und hielten als statisches System für Geschosdecken Einzug in Keller, Stall- und Industriegebäude, maßgeblich Werk- und Fabrikhallen.

Dieser, zwar „nur“ als Stall- und Kutschengebäude fungierende Zweckbau hat besonderen technikhistorischen Zeugniswert. Eine zeitnah geplante Umnutzung zu Wohnzwecken wird ihm hoffentlich mehr Öffentlichkeit und somit die verdiente architektonische Würdigung und Geltung zutragen.

DR. REINHARD LAHR

Kreis Neuwied,

Untere Denkmalschutzbehörde

Die Sanierung von Schloss Ayl in Ayl

Rückkehr zu altem Glanz für ein neubarockes Herrenhaus

Am Rande einer weiten Talaue liegt die kleine Weinbaugemeinde Ayl. Dem Dorf gegenüber erhebt sich landschaftsprägend die Ayler Kupp, ein langgestreckter Berggrücken, dessen Rebhänge zu den Spitzen-Weinlagen an der Saar gehören. 1052 erstmals genannt, war Ayl seit dem 16. Jahrhundert Eigentum des Domkapitels in Trier, das hier Weinbau betrieb und im Zentrum des Dorfes ein eigenes Hofgut unterhielt. Durch die Säkularisation kam dieses 1803 in bürgerliche Hände. 1824 ist das Weingut im Urkataster als Besitz des verstorbenen Damian Cardon belegt, 1840 wechselte es in die Hände seines Schwiegersohnes und Trierer Oberbürgermeisters Franz Damian Görtz. Dessen Sohn Damian Görtz verwandelte schließlich Ende des 19. Jahrhunderts das Weingut in das heute vor uns stehende herrschaftliche Anwesen.

Das Kelterhaus des Domkapitels stand straßenparallel an der Stelle der heutigen Hoffläche. Cardon ließ, wahrscheinlich nach Abbruch von Teilen desselben, auf seiner Ostseite ein Herrenhaus errichten, das heute die südlichen fünf Achsen des Schlossgebäudes bildet. Es orientierte sich jedoch nicht mehr am Straßenverlauf, sondern suchte eine Beziehung zur umgebenden Landschaft. Auch wenn es mit seiner südwestlichen Ecke baulich noch an das alte Kelterhaus anschloss, die Idee von Schloss und Landschaftspark dürfte für diese Lösung Pate gestanden haben. Dazu passt die bemerkenswerte Ähnlichkeit zum 1778 gebauten Sommerschlösschen des Mainzer Kurfürsten im Park Schönbusch bei Aschaffenburg.

Nach dem Tod des Vaters errichtete Damian Görtz 1873 ein neues Kelterhaus. Der quadratische Neubau erhielt wie das Wohnhaus einen Weinkeller. Eine Investition, die sich auszahlen sollte, denn die Jahre von 1880 bis 1900 gelten als Blütezeit des Saar- und Moselweinbaus. Der wirtschaftliche Erfolg ermöglichte es Görtz, sein

Herrenhaus 1897 in einen Schlossbau zu verwandeln und gleichzeitig die Weinkellerfläche zu verdoppeln. Obwohl nicht belegt, ist es denkbar, dass Görtz aufgrund persönlicher Verbindungen den angesehenen Berliner Architekten August Menken für den Umbau gewinnen konnte.

Hofseitig wurde mangels Platz die Bauflucht beibehalten, aber zum Garten hin konnte eine imposante Hauptfassade plastisch ausgestaltet werden, die mit einem hoch aufragenden Rundturm an der Nahtstelle zwischen Alt und Neu die neue Mitte des Gebäudes akzentuiert. Gleichzeitig überspielt der Turm das deutliche Vorspringen des Neubaus. Ihn schließt ein imposanter zweiachsiger Risalit mit Eckpilastern und offenem Dreiecksgiebel ab, der dem ganzen Gebäude Monumentalität verleiht. Bei der Gestaltung orientierte man sich an den Proportionen und Details des Altbaus. Um allerdings die Eigenständigkeit des Ursprungsbaus abzumildern, wurde das zentrale Fenster im Obergeschoss durch ein neubarockes ersetzt. Durch diesen kleinen Kunstgriff verschmolzen beide Gebäudeteile noch weiter zu einem einheitlichen Ganzen.

Nach außen hin als Schloss auftretend, war das Innere mit Etagenwohnungen eher der bürgerlichen Welt verbunden. Dies hat jedoch dazu beigetragen, dass die späteren Nutzungen keine großen Veränderungen der inneren Aufteilung nach sich gezogen haben. So blieben die Räumlichkeiten weitgehend original erhalten und sind ein anschauliches Zeugnis großbürgerlicher Wohnkultur. Ein besonderes Highlight der Ausstattung stellt die Wandvertäfelung im Turm-Eckzimmer des Erdgeschosses dar. Künstlerisch anspruchsvolle, im Stil der Rheinromantik ausgeführte Gemälde zeigen als oberer Abschluss der Vertäfelung Veduten von Rhein, Mosel und Lahn. Frevlerische Hände haben aus diesem Zyklus allerdings zwei Ansichten von Trier und

eine von Saaburg herausgeschnitten und durch Kopien minderer künstlerischer Qualität ersetzt.

Im Jahr 1900 verstarb Damian Görtz 48-jährig überraschend. Seine Witwe führte den Betrieb zwar erfolgreich fort, nachdem aber die beiden Söhne im Ersten Weltkrieg gefallen waren, verkaufte sie das Weingut 1920 an den Ürziger Weinhändler Carl Graff. 1927 kam es in den Besitz des Bischöflichen Konvikts in Trier, das auf der Ayler Kupp große Rebflächen bewirtschaftete. Das zuletzt vernachlässigte und heruntergekommene Anwesen wurde 1995 an den Bauunternehmer Albert Faas aus Ockfen verkauft, der den Bau bis 1999 renovieren ließ und zu einer Seniorenresidenz umbaute. Doch private Gründe verhinderten die Fertigstellung des Projekts. So ging das Anwesen 2016 an das Ehepaar Hammes über, das die Umnutzung mit Fingerspitzengefühl und viel Geschmack zu Ende brachte. Seit 2019 bietet es hier seniorengerechte Wohnungen mit Angeboten zum betreuten Wohnen an und im ehemaligen Kelterhaus wurde eine ansprechende Gastronomie eingerichtet.

Konnte das Kulturdenkmal ohne größere Eingriffe in seine Substanz weitgehend originalgetreu wiederhergerichtet werden, so stellte die barrierefreie Erschließung eine besondere denkmalpflegerische Herausforderung dar. Der vom Voreigentümer unvollendet gebliebene stählerne Treppen- und Aufzugsturm musste dem Schloss verträglich angepasst werden. Dies gelang durch Verkleidung der Stahlkonstruktion mit Paneelen in Holzoptik. Qualitätvoll, modern und dennoch zurückhaltend steht er nun neben dem Schloss und passt sich gut in die Gesamtsituation ein.

DR. CHRISTIAN SCHÜLER-BEIGANG

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege



- 1) Schloss Ayl, vernachlässigter Zustand 1988
- 2) Das frisch renovierte Gebäude 2020
- 3) Wandvertäfelung mit originaler Ansicht von Bacharach und mit Ansicht des Trierer Doms als Ersatzbild

Die Rayon-Häuser in Koblenz

Wohnen im Schussfeld der Festung Koblenz und Ehrenbreitstein

Wenn Koblenzer Gästeführer bei Führungen von den Rayon-Häusern berichten, blicken sie oft in fragende Gesichter. Dann ist es Zeit, die Gäste über die Fachwerkhäuser in der Südlichen Vorstadt und in Lützel aufzuklären: Diese erinnern daran, wie stark die Festung Koblenz und Ehrenbreitstein, die das Königreich Preußen 1815 bis 1834 erbaute, das Leben am Zusammenfluss von Rhein und Mosel prägte.

Die Reste der Stadtbefestigungen von Koblenz und Ehrenbreitstein sowie der vorgelagerten Festen, Forts, Schanzen, Fleschen, Batterien und kleineren Werke prägen die Stadt noch heute. Besonders präsent blieb die Feste Ehrenbreitstein. Fördervereine machten in den 1990er Jahren die Forts Großfürst Konstantin und Asterstein, die Neuendorfer Flesche sowie die Feste Kaiser Franz wieder zugänglich. Historiker und Kunsthistoriker lieferten neue Erkenntnisse zur Festung. Die Stadt Koblenz als Eigentümerin der meisten Anlagen begann damals auch mit ersten Sicherungsmaßnahmen. Parallel dazu öffnete das Land Rheinland-Pfalz ab 1994 weitere Teile der Feste Ehrenbreitstein für Besucher. Seit 2011 bieten dort die „Stationen der Festungsgeschichte“ einen Einstieg in die Beschäftigung mit der gesamten Festung.

Die Stadt Koblenz hat dank der Bundesförderung im Konjunkturpaket II sowie über Nationale Projekte des Städtebaus Wege gefunden, sich der Festung anzunehmen. Seit 2019 sind Reduit und Torbau des Forts Asterstein in einem Festungspark besser wahrnehmbar. Aus dem Park heraus schaffen Blickachsen Verbindungen zum Ehrenbreitstein, zur Stadt, zum Fort Konstantin und zur Feste Kaiser Franz. Mit dem Park ist ein weiterer Ansporn geschaffen, das Fort zu restaurieren und durch verträgliche Nutzungen zu erhalten.

Infolge ihrer Freilegung hat die Feste Kaiser Franz in Lützel ihre beherrschende Wirkung links der Mosel zurückgewonnen – trotz ihres ruinösen Zustandes. Die Arbeiten für den dortigen Festungspark fordern aber immer wieder denkmalpflegerische Entscheidungen: Das 2019 wiederentdeckte Kriegs-Pulvermagazin III konnte gesichert, ergänzt und erschlossen werden. Die Erforschung der Festungsanlagen durch Festungs- und Bauforscher sowie Restauratoren brachte neue Erkenntnisse und Grundlagen für eine Restaurierung, die die Bau- und Nutzungsgeschichte der Festungswerke erkennbar werden lässt.

Mit der Wiederentdeckung der Festungswerke haben die Rayon-Häuser ihre historischen Bezüge zurückgewonnen. Sie entstanden ab der Mitte des 19. Jahrhunderts im Schussfeld der Festung, weil der Wohnraum innerhalb der Stadtbefestigung knapp geworden war. In der Mainzer Vorstadt, wie der Bezirk vor der Stadtbefestigung anfangs hieß, standen 1859 bereits 153 Häuser. Auf diesen Bereich hätten im Verteidigungsfall die Geschütze der Koblenzer Stadtbefestigung, des Forts Konstantin und der Feste Kaiser Alexander gezielt; Lützel lag zwischen der Feste Kaiser Franz und der Stadtbefestigung.

Die Häuser im Schussfeld durften im Belagerungsfall beseitigt werden, damit ein Angreifer keine Deckung fand. Ihre Bauweise bestimmten das preußische Rayon-Regulativ von 1828 und das Reichs-Rayon-Gesetz von 1871. Das Schussfeld der Festungswerke war in insgesamt drei Rayons (Bezirke) gegliedert. Im I. Rayon, der von den vordersten Linien der Festungswerke 600 Meter weit ins Vorfeld reichte, durften nur Holzbauten mit flachen Fundamenten stehen. Im II. Rayon, der die nächsten 375 Meter umfasste, waren Fachwerkbauten mit Ziegeldach, einem 31 Zentimeter hohen Fundament und einem

balkengedeckten Keller erlaubt. Für den III. Rayon, der weitere 375 Meter umfasste, gab es keine Beschränkungen.

Heute sind in der Vorstadt nur Häuser des II. Rayons erhalten. Die in Fachwerk-Leichtbauweise errichteten Gebäude waren anfangs einfach gestaltet, wie Hohenzollernstraße 133 (um 1873) in der Vorstadt sowie Elisenstraße 1–9 und Antoniusstraße 16 in Lützel (1880er Jahre). Das klassizistische Haus Mariahilfstraße 16 in Lützel stellt eine Ausnahme unter den frühen Rayon-Bauten dar. Einige der letzten Rayon-Häuser in der Vorstadt fielen stattdessen aus: Schützenstraße 56, Mainzer Straße 128/130, Schenkendorfstraße 25 und das Landhaus Mainzer Straße 98. Sie entstanden, nachdem die Festung 1886 als minder wichtig erklärt worden war, kurz vor der Aufgabe der Stadtbefestigung ab 1889/90.

Heute erzählen die Rayon-Häuser davon, wie weit in der Festung Koblenz und Ehrenbreitstein die Vorbereitungen für den Verteidigungsfall ins Leben der Menschen eingegriffen haben. Das Stadtgebiet war einst ein vorbereitetes Schlachtfeld. Im Belagerungsfall wären nicht nur die Festungswerke mit Geschützen bestückt und mit Kriegsbesatzungen belegt worden, sondern das Militär hätte im äußersten Fall auch das Schussfeld freimachen und die Rayon-Häuser niederlegen lassen.

Die Festung trat sieben Mal in den Belagerungszustand, zuletzt im Ersten Weltkrieg. Es kam aber nie zur gänzlichen Freimachung des Schussfeldes. Der Bestand der Rayon-Häuser schwand jedoch durch Verfall und die Anlage der Südlichen Vorstadt ab 1890. Die noch erhaltenen Einzeldenkmäler sind als Teil der preußischen Festungsstadt Koblenz umso bedeutender.

MANFRED BÖCKLING

Stadt Koblenz,

Untere Denkmalschutzbehörde



- 1) Die Feste Kaiser Franz im Koblenzer Stadtbild, vom Asterstein gesehen
- 2) Das Rayon-Haus Mariahilfstraße 16 in Koblenz-Lützel
- 3) Das Rayon-Doppelhaus Mainzer Straße 128/130 in der Südlichen Vorstadt von Koblenz

Die Festung Germersheim

Ein Bollwerk gegen Frankreich?

Die Geschichte der Stadt Germersheim ist durch ihre strategische Lage am Rhein begründet. Ursprünglich als römische Militärstation *Vicus Julius* im 2.–4. Jahrhundert n. Chr. gegründet, wurden ihr 1276 durch König Rudolf von Habsburg die Stadtrechte verliehen. Vom 14.–18. Jahrhundert erfolgte der Aufschwung als kurpfälzische Oberamtsstadt. 1674 wurde die Stadt durch die französischen Truppen zerstört und ab 1792 von französischen Revolutionstruppen besetzt. Von 1798–1814 gehörte sie als Teil des französischen Departement Donnersberg zu Frankreich. Bereits zu dieser Zeit, wurden Befestigungsanlagen durch die französische Besatzung verstärkt.

Mit dem Ende der französischen Ära kam Germersheim 1816 mit der Pfalz zu Bayern und der Deutsche Bund erfasste die Bedeutung der Stadt als strategisch wichtigen Knotenpunkt. Im Falle eines französischen Angriffes sollten hier möglichst schnell Truppen gesammelt werden. Daher beauftragte der bayerische König Ludwig I. 1834 den Ingenieur-Major Friedrich Schmauß mit der Planung und Durchführung der polygonalen Festung Germersheim als Bollwerk gegen Frankreich.

Das Hauptwerk der Festung war, nebst einer Stadtumwallung von über drei Kilometern Länge, in sechs Fronten eingeteilt. Weiterhin bestanden vorgelagerte Verteidigungsanlagen: vier auf der rechten Rheinseite und zwei auf der linken. Zwei Torbauwerke bildeten die Eingänge zur Stadt. Das Gelände außerhalb der Hauptumwallung war fast vollständig von Minengängen durchzogen. Ursprünglich gab es vier Kasernen, später kamen noch drei weitere dazu. Damit war sie die größte bayerische Festungsanlage außerhalb des Kernlandes.

Der Festungsbau bestimmte lange Zeit das Schicksal und die Entwicklung der Stadt. Noch während der 27-jährigen Bauzeit setzte massiv der Fortschritt der Feuerwaffentechnik ein,

der die damalige Festungsarchitektur überholte. Die Reichweite vergrößerte sich so sehr, dass nunmehr sowohl die Forts als auch die Hauptumwallung gleichzeitig unter Beschuss genommen werden konnten. Insbesondere nach dem Sieg der Deutschen im Deutsch-Französischen Krieg wurde Germersheim nicht weiter befestigt, sodass die veralteten Anlagen nahezu keinen militärischen Nutzen mehr hatten. Die Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges führten als Folge des Versailler Vertrages schließlich zur teilweisen Schleifung der Festung. Viele Festungsbauten dienten fortan als Notunterkünfte. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass heute noch die imposanten Ausmaße der ehemaligen Festung erlebbar sind. Die Gebäude und Anlagen – teils in städtischem, teils in privatem Besitz – sind freistehend, als Bestandteil von baulichen Anlagen oder im Boden als archäologisches Denkmal erhalten. Bis in die 1990er Jahre wurden die meisten Gebäude und Flächen noch militärisch genutzt. Durch die Aufgabe der ursprünglichen Nutzung und die daraus resultierende Freigabe der Objekte durch den Bund ergaben sich neue Perspektiven für die Gebäude sowie die Stadtentwicklung. Sie wurden Gegenstand vieler Projekte und Baumaßnahmen und beschäftigten die Denkmalbehörden immer wieder in ganz unterschiedlicher Weise. Was damals zum Hemmschuh für die städtebauliche Entwicklung wurde, ist heute das historische Erbe.

Die beiden Portalgebäude wurden unter Einfluss des Architekten Friedrich von Gärtner gestaltet. Die Außenseite des Weißenburger Tors beeindruckt durch die aufwendig gestaltete Fassade und vermittelt mit der vorgelagerten Brücke über den Festungsgraben einen Eindruck der ehemaligen Funktion. Über der Durchfahrt halten zwei bayerische Löwen den bekrönenden Wappenschild. Das mit Zinnen und einem Bogenfries gestaltete Gesims betont die Wehrhaftig-



- 1) Festung Germersheim, Weissenburger Tor, Feldseite mit Grabenbrücke
- 2) Fronte Lamotte, Graben mit Walltraverse
- 3) Ehem. Seysselkaserne, heute Universitätscampus

keit und lässt Reminiszenzen an mittelalterliche Burgen zu. Für den ehemaligen Hofbaumeister Gärtner typisch ist der sogenannte Rundbogenstil, der Anregungen und Motive der Romanik und der italienischen Renaissance neu interpretiert. Die Fassaden wirken ausgesprochen monumental und entsprechen ganz den Vorstellungen des Auftraggebers Ludwig I. Die mittelalterlichen Anmutungen u. a. in Form des Rundbogenfrieses finden sich an fast allen Festungsbauten. Die meisten der erhaltenen Bauten sind heute neuen Nutzungen zugeführt, in denen gearbeitet und gelebt wird. Die defensiven Kasernen wurden teilweise zum Universitätscampus, die Stengeldefensivkaserne und ihre Freiflächen zum innerstädtischen Wohnquartier. Die archäologischen Untersuchungen gestalteten sich sehr intensiv, da baubegleitend Teile des ehemaligen Queichdurchlassbauwerks gefunden

wurden. Das ehemalige Lazarettgebäude und das Proviantamt wurden zu Wohnungen, Büros und Cafés umfunktioniert, Geschäfte und Praxen fanden neue Orte mit ergänzenden Neubauten. Von 2015–2021 wurden alleine zwei dieser großen Konversions-Projekte durch die Denkmalbehörden intensiv betreut. Dabei galt es einerseits das Kulturerbe in seiner Authentizität zu erhalten und andererseits gemeinsam nach Lösungen zu suchen, die eine weitere Nutzung des Objektes oder Areals ermöglichen. Das Weissenburger Tor ist heute das Wahrzeichen der Stadt und beherbergt das Besucherzentrum, Tourismusbüro und den Internationalen Bund grenzenlose Jugendarbeit.

DORIS KAFFENBERGER

*Kreis Germersheim,
Untere Denkmalschutzbehörde*

Die Mainzer Rheintore

Von der Rheinkehlbefestigung zur kaiserzeitlichen Promenade

Seit römischer Zeit war Mainz von einer Stadtmauer umgeben. Die östliche Grenze der Stadt bildete der Rhein. Die mittelalterliche Mauer mit ihren Toren verlief hier ausgehend von der Martinsburg – dem späteren Kurfürstlichen Schloss – parallel zur späteren Rheinstraße und ließ nur einen Streifen des zum Ufer abfallenden Geländes frei. Erst die von Johann Gottfried Tulla begonnene Rheinbegradigung (1817–1876), die ab um 1860 auch in Mainz umgesetzt wurde, schuf die Grundlage für die heutige Rheinufererweiterung, samt ihren Befestigungsanlagen und der Ausgestaltung als Promenade.

Der Uferstreifen im Vorfeld der Stadtmauer wurde sowohl von der Schifffahrt, also dem Güterumschlag, als auch von den im Fluss gelegenen Schiffsmühlen geprägt. Man muss sich den Bereich wohl sehr geschäftig und mit Lagerschuppen bebaut vorstellen. Die Stadt Tore gewährten nicht nur Einlass in die Stadt, sondern dienten auch der Erhebung von Abgaben, die für gewisse Güter fällig waren. Sie wurden später als Akzise bezeichnet. Diese ab 1872 und zuletzt 1904 neu festgesetzte sog. Octroi-Reglementierung regelte die Verzollung der Güter, die über den Rhein und die Schiffsbrücke und später über die Straßenbrücke (heute Theodor-Heuss-Brücke) die Stadt erreichten oder verließen. Deklarationspflichtige Güter durften nur bestimmte Stadttore passieren (daher die Namen Holztor, Weintor und Fischtor). Über die Tore wurden vor Anlage der Kanalisation auch die Fäkalien aus der Stadt transportiert, wofür ebenfalls Gebühren fällig wurden.

In der Neuzeit galt dieser Bereich im fortifikatorischen Sinne als nur noch sehr gering gesichert. Als Mainz 1816 nach der Angliederung an das Großherzogtum Hessen auch Bundesfestung wurde, musste dieser Missstand behoben

werden und es entstand ab etwa 1830 die sogenannte Rheinkehlbefestigung. Zur Anlage gehörte eine 3,5 Meter hohe Infanteriemauer mit Schießscharten sowie Forts und Kaponnieren, d. h. vorgeschobene massive Festungsbauwerke. Seit 1847 verlief parallel zum Rhein auch die Trasse der Hessischen Ludwigsbahn. Als um 1860 die Arbeiten der Rheinregulierung in Mainz begannen, wurde vor der Stadt am Rheinufer das Land zwischen Winterhafen und Altstadt aufgeschüttet. Richtung Norden erfolgte die Aufschüttung erst mit der ab 1884 erfolgten Neustadterweiterung, durch die weitere für die Expansion der durch die Festung eingeschnürten Stadt dringend benötigte Bauflächen gewonnen werden konnten. In diesem Zusammenhang entstanden auch der Zollhafen sowie die Trasse der heutigen Rheinstraße und Rheinallee. Da aber die Festungsverwaltung weiterhin auf einer ausreichenden Befestigung der Uferzone bestand, mussten die Infanteriemauer am alten Standort abgebrochen und die Kaponnieren zum Rhein hin vorgeschoben wiedererrichtet werden. Von ihnen haben sich das Wachthaus am Dagoberttor, die Kaponniere Fort Malakoff am Templertor und die Kaponniere am Feldbergplatz erhalten. Zur Befestigung zählten aber auch die heute nicht mehr bestehenden Kaponnieren am Eisenturm sowie am Schloss.

Mit der Aufschüttung des Rheinufers war zugleich die Idee einer repräsentativen Ausgestaltung der Uferpromenade entstanden, als eine der wenigen Grünzonen der durch die Festung beengten Stadt. Seitens der Festungsverwaltung wurden jedoch zumindest eine eiserne Zaunanlage auf einem 1,5 Meter hohen Sockel und fest definierte Durchlässe gefordert. Diese an eine überdimensionale Vorgartenmauer erinnernde Befestigung, die auf wenigen Metern am Schlosstor vor einigen Jahren rekonstruiert wurde, wurde als Kompromiss zwischen der städtischen Bau- und der militärischen

Festungsverwaltung ausgehandelt. Die zwischen 1873 und 1879 im Bereich der Altstadt und ab 1884 in der Neustadt von Stadtbaumeister Eduard Kreyßig neu errichteten Stadttore ermöglichten gleichzeitig den Zugang zu der nun angelegten Uferpromenade. Zur Bereicherung des Stadtbildes wurden einige der Tore aufwendig in den Formen einer kraftvollen Neurenaissance gestaltet, die Kreyßig bei einer Reise nach Frankreich als bürgerlichen Repräsentationsstil unter der Regierung Kaiser Napoleons III. kennengelernt hatte. Zu ihnen zählen das Schlosstor, das Kaisertor und das Raimunditor, während das Frauenlobtor und das Feldbergtor sowie das Templertor, das Weintor, das Holztor und das Brückentor vor der Altstadt eher schlicht gehalten sind. Betrachtet man heute die Rheintore, die uns eher an Parktore erinnern, fällt auch ihr städtebaulicher Bezug zu den Querachsen der Neustadt auf.

Mit der erfreulicherweise fortschreitenden Aufwertung des Mainzer Rheinufer hat auch die Bedeutung der Rheintore wieder zugenommen. Das 2004 begründete Mainzer Denkmalnetzwerk hat es zudem geschafft, die seit dem Ende der Kaiserzeit teilweise zerstörten und stark beschädigten Rheintore wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken. Sie warben Mittel ein und forcierten die Instandsetzung und Teilrekonstruktion von fünf Toren: 2005–2006 Schlosstor, dann das Holztor, 2009 das Templertor, 2015 das Raimunditor, zuletzt erfolgte 2018 die Restaurierung und Teilrekonstruktion des Kaisertors, das noch seines zur Komplettierung erforderlichen Mittelteils harret.

DR.-ING. MARKUS FRITZ-VON PREUSCHEN

GDKE Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege



- 1) Rheinkehlbefestigung, ehem. Schlosstor mit rekonstruiertem Zaunabschnitt
- 2) Ehem. Templertor mit Fort Malakoff
- 3) Ehem. Raimunditor beim Wiederaufbau des nördlichen Teiltors (2011)

Die Moselfront in St. Aldegund und in Ediger

Weinhandelsarchitektur an der Uferpromenade

Steile Weinlagen, der mäandernde Strom der Mosel, enge Gassen und reich geschmückte Fachwerkhäuser der Winzer bestimmen die Vorstellung vom typischen moselländischen Dorf. Weinbau und Weinhandel lassen sich gar bis zu den Wurzeln der keltoromanischen Siedlungen zurückverfolgen und stellen bis heute den wichtigsten Wirtschaftszweig der Region dar. Im 19. Jahrhundert erfuhr der Tourismus rund um die Traube einen enormen Aufschwung, wovon noch immer zahlreiche repräsentative Steinbauten zeugen. Sie sind ein weiteres typisches Merkmal der Moseldörfer, ganz besonders entlang der Uferpromenaden.

In preußischer Zeit nach 1815 änderte sich mit dem Aufblühen des freien Weinhandels das Siedlungskonzept der Moselorte. Das Augenmerk richtete sich nun auf die Bebauung der Ortsränder, insbesondere des ufernahen Bereichs der Niederterrasse. Wegen Hochwassergefahr befanden sich hier bislang nur wenige Gebäude. Mit dem Ausbau der Moselstraße um 1850 entstand die typisch geschlossene Moselfront, die bis heute in großen Teilen erhalten ist und eine Aneinanderreihung eleganter Gasthäuser mit Aussichtsterrassen und Hochkellern aus Bruchstein zeigt.

Unter dem Einfluss des Provinzialbauamtes Koblenz wurden ab 1820 zunächst Gebäude errichtet, die stilistisch einer regionalen Variante des Klassizismus entsprechen. In Sankt Aldegund stellt das Schulgebäude von 1842 (Am Moselstausee 8) ein gut erhaltenes Beispiel für diesen sogenannten Moselklassizismus dar. Die Fassade zeugt von der streng axialen Aufteilung klassizistischer Häuser mit einer zentral angelegten Eingangstür und der symmetrischen Anordnung der Kellerabgänge und Fenster. Statt der typisch klassizistischen Putzfassade wird jedoch im Sinne der Romantik das Bruchstein-Schichtmauerwerk bewusst zur Schau gestellt. Tiefenwirkung

erhält die Fassade durch den Einsatz von lokaler Basaltlava bzw. Tuffstein, die dem Massivbau Kontur geben.

Nach 1860 entstanden mit dem Ausbau der Infrastruktur und dem zunehmenden Moselweintourismus prächtige Bauten für den großbürgerlichen Weinhandel. Zunächst im Stil des Historismus, dann zur Jahrhundertwende hin im sog. moselländischen Stil. Auch diese Bauwerke finden sich häufig an exponierter Stelle am Moselufer. So auch ein ehemaliges Gasthaus in Sankt Aldegund (Am Moselstausee 9), dessen rote, straßenbildprägende Klinkerfassade den Blick bereits von Weitem anzieht. Der großvolumige Bau thront auf einem Hochkeller aus Schieferbruchstein, der funktional sowohl Plateau als auch Aussichtsterrasse ist. Das Erkertürmchen mit Schweifhaube, Schmuckformen der Neorenaissance am Giebelrisalit und ein voluminöses Mansarddach zeugen vom Selbstverständnis des moselländischen Winzers im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Wenige Kilometer weiter nördlich, nahe der Moselschleife am steilen Calmont, lockt das opulente Giebfeld eines Gasthauses in Ediger (Moselweinstraße 22) Touristen zu einer Weinprobe herbei. Auch dieses Gebäude liegt auf einem Hochkeller, der als Aussichtsterrasse dient. Die Backsteinfassade wird durch sandsteinerne Fenstergewände und Dekorelemente des Neobarock aufgelockert. Der Giebelrisalit, bezeichnet mit der Jahreszahl 1899, tritt mit Voluten, Muschelabschluss und Dachreiter prominent am Moselufer hervor.

Dort, wo eine repräsentative Moselfront gewünscht war, befand sich in Ediger noch die mittelalterliche Stadtmauer. Mit dem Ausbau der Moselstraße wurden daher erste Teile der Maueranlage, die ihre ursprüngliche Funktion verloren hatte, abgebrochen und

so Platz für repräsentative Bauten im Geschmack der Zeit geschaffen. Für die um 1870/80 erbaute Bürgermeisterei (Moselweinstraße 20) wurde ein Mauerstück entfernt, sodass das Gebäude aus der Bauflucht des ehemaligen Mauerverlaufs herausragen und imponieren konnte. So zeigt sich die ehemalige Bürgermeisterei mit einer fünfachsigen Bruchsteinfassade, die mit Mittelrisalit und Zwerchhaus, einem profilierten Gurtgesims und Stichbogenfenstern gegliedert ist. Das backsteinerne Traufgesims mit Zahnfries schließt die Fassadengestaltung zum flachen Walmdach ab, das aufgrund der Gauben mit ihren spitzen Helmdächern besonders auffällig ist. Seinen repräsentativen Zweck erfüllt das Gebäude dabei noch heute und ist bei einer Reise entlang der Mosel nicht zu übersehen.

Die Moselpromenaden des 19. Jahrhunderts veränderten und entwickelten sich kontinuierlich, insbesondere mit dem Aufschwung des Tourismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Bruch-, Backstein- und Klinkerfassaden im Stil des Moselklassizismus und Historismus sind somit Zeugnisse einer wichtigen Zeitepoche an der Mosel. Im Rahmen des Projektes „Systematische Nachqualifizierung der Denkmalzonen in Rheinland-Pfalz“ wurden die denkmalgeschützten Ortskerne von Sankt Aldegund und Ediger wissenschaftlich untersucht. Dabei konnte festgestellt werden, dass die Bebauung des 19. Jahrhunderts ein wesentlicher Bestandteil des jeweiligen Ortsbildes ist und im hohen Maße zum Denkmalwert der Denkmalzonen beiträgt.

LUCY LIEBE / EVA AUTHRIED

GDKE, Landesdenkmalpflege,
 Inventarisaton, Projekt Nachqualifizierung
 der Denkmalzonen in Rheinland-Pfalz



- 1) Sankt Aldegund, Am Moselstausee 8 und 9
- 2) Ediger, Moselweinstraße 22
- 3) Ediger, Moselweinstraße 20

Entfestigung und Stadterweiterung an den Ringstraßen in Landau

Villa Streccius auf der Ecke

Schon seit Jahrzehnten schwelt in der Stadt Unruhe. Der Wunsch, an politischen Veränderungen, am allgemeinen Fortschritt und Aufschwung der Industrialisierung teilzuhaben, wird Mal um Mal an die bayerische Regierung herangetragen. Diese hat aber gar keinen Grund, ihre Grenzfestung und den großen Militärstandort in der Pfalz aufzugeben. Andere Städte wachsen, Landau stagniert. 1871 gewinnen die deutschen Staaten den Krieg, Elsass und Lothringen werden ins rasch ausgerufen Kaiserreich inkorporiert. Landau ist keine Grenzfestung mehr und 1872 gibt die Regierung endlich grünes Licht.

Die Fläche der Mauern, Gräben und Vorwerke werden für eine Stadterweiterung vorbereitet, die die barocke Stadt um das 25fache übertrifft. Wo vorher militärische Räson enge Gassen und Häuser vorgab, die sich nicht über die Wälle erheben durften, soll nun alles offen, licht und großzügig werden. Kurz vor Ende der Gründerzeit entstehen anstelle des Hauptgrabens große Ringstraßen.

Davon abzweigend werden weitere Straßen angelegt. Im Bereich der Außenwerke transformiert man große Flächen zu Parkanlagen, die heute wie ein Gürtel die Stadt umziehen. Die Bahnhöfe vor den Festungsmauern werden durch breite Ausfallstraßen angebunden.

Die wahre Besonderheit dieses Ensembles ist die Qualität des Städtebaus. Ob König oder Handelsreisender, wer zum ersten Mal nach Landau kommt, wird geblendet von der Pracht der Bauwerke und der scheinbaren Unendlichkeit der Stadt – und das bei verhältnismäßig kleiner Einwohnerzahl: Am Ende jeder Straße gibt es entweder einen baulichen Hochpunkt oder aber eine durch einen besonderen Bau verstärkte Verzweigung der Straßen. Alle Ringstraßen folgen dem Oktagon der Festung, der Nordring jedoch wird geradegerückt. An seinem Westende thront

der Trifels mächtig über der Stadt und kündigt im Zuge des aufgekomenen Nationalismus von ihrem Deutschtum.

Prägend für die Stadtsilhouette sind neben dem Turm der alten Stiftskirche jetzt die fünfkuppelige Synagoge, die Jugendstilfesthalle mit ihrem Bühnenturm, die doppeltürmige Marienkirche, der Gerichtspalast des Landgerichts, die Handelsschule und viele andere Bauten.

Binnen weniger Jahre entsteht ein Ensemble aus über 550 gründerzeitlichen Bauten in jedem Stil. Auftraggeber sind oft Weinhändler, Industrielle, Rechtsanwälte, Notare und Steuerberater. Die Lage an der transeuropäischen Eisenbahnlinie Rotterdam-Genua schafft einen breiten Absatzmarkt für Landauer und Pfälzer Produkte.

Die Häuser werden höher und reicher geschmückt, Jugendstil steht neben Schweizerstil, Expressionismus neben Historismus. Bauschmuck kann im Katalog bestellt werden, namhafte Architekten darunter Friedrich von Thiersch, Ludwig Levy, Arndt Hartung und Karl Barth bauen hier Häuser. Prächtige Einfahrten, Gärten und Vorgärten sind Teil der Gestaltung der Anwesen. Sie sollen von der Belesenheit und Welterfahrenheit der Auftraggeber und Architekten zeugen, ebenso die Innenräume. Die Rabatten sind prächtig und voller fremder Blumen, die Interieurs im Stil englisch, pompejanisch oder des Empire, zeigen Bildwerk von der Klassik bis heute, erzählen Fabeln und Literatur.

Ecke Schlosstraße und Südring lässt 1892 der Notar Heinrich Streccius von Ludwig Levy eine Villa errichten, die neben Wohnräumen auch Geschäftsräume enthalten sollte. Diese wurden über separate Einfahrten angefahren. Immerhin 420 qm Nutzfläche wurden so für eine einzige Familie geschaffen. Hinter dem Garten, durch eine Mauer getrennt, steht die Remise. Der

Baukörper richtet sich nach drei Seiten: Zwei Flügel des im Stil eines appartement double errichteten Baus gehen auf die Straßen, dazwischen sitzt in Richtung der beherrschenden Kreuzung eine Ovalrotunde mit vorgelagerten Balkonen. Um die Eckwirkung zu verstärken, gehen zwei barocke Freitreppen in den Vorgarten. Für die Fernwirkung wird dem Bau eine große barockisierende Laterne aufgesetzt. Der Bau wird in hellem, farblich kaum changierendem Sandstein errichtet. Während die Flügelbauten bis auf die Fenstergewände und geschosstrennende Gesimse fast schmucklos sind, hat die Rotunde Kassetten, Pilaster ionischer Ordnung und dazwischenliegend Rundbogenfenster. Die Flügelbauten weisen Rollläden auf, die Rotunde hat Klappläden auf der Innenseite, die in der Leibung verschwinden. Läden und Fenster sind in sich gebogen.

Was bei der aktuell ausgeführten energetischen Ertüchtigung der heute als städtische Galerie genutzten Villa eine Herausforderung darstellte: Um nutzbare Wandfläche für Ausstellungen zu gewinnen, wurden die alten ineffizienten Heizkörperstandorte mit ihren Verkleidungen aus den 1960er-Jahren aufgegeben und durch schmale, raumhohe Heizkörper ausgetauscht. Eine Holzpelletsheizung im Keller versorgt die Villa mit Wärme. Die großen, bauzeitlich einfach verglasten Fenster werden mit rahmenlosen Aufsatzscheiben versehen, um Lärm und Energieverluste zu reduzieren. Die meisten Besucher der Galerie sehen die Aufdopplungen selbst beim Blick durch die Fenster auf die Ringstraßen nicht.

JÖRG SEITZ

Stadt Landau,

Untere Denkmalschutzbehörde



- 1) Blick auf die Marienkirche vom Südring
- 2) Villa Streccius
- 3) Villa Stresscius, Fensterdetail

Das „Historische Kurbad Bad Ems“

Ein hochrangiges Stadtdenkmal in der Flusslandschaft

Die einzigartige Lage in bergiger Flusslandschaft sowie die bemerkenswerte Qualität seiner Bauten und städtebaulichen Strukturen machen Bad Ems zu einem der hochrangigsten Stadtdenkmäler im Lande. Im Kontext des inzwischen erfolgreichen Welterbeantrages „Great Spas of Europe“ wurde der Kurbezirk kürzlich im Zuge einer Nachqualifikation als Denkmalzone „Historisches Kurbad Bad Ems“ neu definiert.

Das nassauische, dann preußische Kurbad an der Lahn erweist sich als von herausragender Bedeutung für die Geschichte des Badewesens, das hier in einer Kontinuität seit dem Mittelalter steht. Das „Weltbad“ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, mit dem sich politische Ereignisse von Tragweite verbinden, zog internationale Persönlichkeiten aus Hochadel und Großbürgertum, aus Politik, Wirtschaft und Kulturleben an. Bad Ems zeigt den Grundriss einer typischen Kurstadt des 19. Jahrhunderts bei weitgehender Geschlossenheit der Baustruktur vom 17. bis frühen 20. Jahrhundert: Die Stadtgestalt ist somit im Erscheinungsbild der Belle Époque erlebbar geblieben.

Die Perioden städtebaulichen Wachstums und Konjunkturen des Kurbetriebes sind hier weithin ablesbar. Die attraktiven flussübergreifenden Blickbeziehungen, die funktionale bzw. auf ein malerisches Stadtbild im Geiste der Romantik und des Späthistorismus abzielende räumliche Ordnung qualifizieren das Kurbad als beachtliches Zeugnis des städtebaulichen Gestaltungswillens. In der ruhigen Wasserfläche des aufgestauten Flusses spiegelt sich das Ensemble der Kurgebäude samt Gärten, dem eine wirkungsvolle Höhenstaffelung von Villen und Sakralbauten gegenübergestellt ist.

Der Baubestand, oft überragender Qualität, ermöglicht die Nachvollziehbarkeit der kunstgeschichtlichen Entwicklung hinsichtlich

spezifischer Typologien und kennzeichnender Details, ebenso des historischen Kurwesens durch Ablesbarkeit der wesenseigenen Funktionszusammenhänge (Badebezirk, Flanierräume, Geschäftsstraßen).

Bald nach 1810 erlebte das Bad dank staatlicher Investitionen einen Aufschwung: Es entwickelte sich die gediegene nassauische Bäderarchitektur, die ein facettenreiches Spektrum repräsentativer Hotels und Villen bis hin zu einfacheren Logierhäusern hervorbrachte und Bad Ems einen in weiten Zügen einheitlichen, dezidiert städtischen Charakter verlieh. Die Bautypologie zeigt zunächst zurückhaltend instrumentierte Putzbauten, dabei war der Rückgriff auf die Fachwerkbauweise keine Seltenheit und die Stilwahl lässt einen fließenden Übergang vom Klassizismus zum Historismus erkennen.

1836–1839 wurden die Pläne von Johann Gottfried Gutensohn, orientiert an Renaissancepalästen, für den Kursaal realisiert. Dazu steht in funktionaler Beziehung der sich am Fluss entlangziehende Kurgarten zwischen den Hotels an der Römerstraße und der Lahn, der sich in eine geometrische Anlage und einen Landschaftsgarten teilt. Seit 1876 wird hier die Perspektive im Westen durch die kath. Kirche von Eduard Zais in klassizistisch gefärbter Neugotik geschlossen. Die Kurbrücke ermöglichte Fußgängern ab 1853 den direkten Weg vom Kurhaus zum Neuen Badehaus. Neue Impulse erhielt der Kurtourismus durch den Anschluss der Stadt ans Eisenbahnnetz (Bahnhofsgebäude mit Fürstensaal, 1862).

Von hohem kulturhistorischen Zeugniswert ist die Sozialtopografie der saisonalen Beherbergung, die sich in der Hierarchie klar definierter Bereiche und Bautypen widerspiegelt: Prächtige Hotels formieren sich nächst den Kurbauten sowie im „Karree“ zu einer in

der Lahnansicht wirksamen Front. Die Hotels weisen eine hohe baukünstlerische Qualität auf und veranschaulichen die Entwicklung dieser Bauaufgabe. Zum Typus des Palasthotels lässt sich z. B. das neubarocke Hotel Guttenberg (1911/12) am Bahnhof rechnen. Beiderseits des Flusses finden sich einfache Pensionen in Zeilenbauweise. Davon heben sich die Villenviertel, wo schon früh der Schweizer Stil vorkommt, deutlich ab. Das noble Schloss Balmoral verkörpert hier die Hinwendung zur Neurenaissance (1867/68). Einen großartigen, rundum in der Fernsicht wahrnehmbaren Blickpunkt markiert als städtebauliche Krone die malerisch komponierte Villa Schlink (1900). Der spätgründerzeitliche Duktus der Villenkultur findet sich in der Viktoriastraße als letzter Ausbaustufe des Kurbezirks.

Konfessionelle und nationale Zusammensetzung des Kurpublikums erschließen sich durch die stadtbildprägende Sakraltopografie. Im Lahnpanorama gewinnt mit ihrer leuchtenden Farbigkeit die russisch-orthodoxe Kirche (1874/76, Architekt Goldmann) eine hervorragende städtebauliche Geltung. Ein bedeutender Blickpunkt in privilegierter Hanglage wurde mit der ev. Kaiser-Wilhelm-Kirche 1898/99 (Regierungsbaumeister Siebold) als neoromanischem Sandsteinbau geschaffen.

1911/12 erreichte das Kurbauwesen den letzten Höhepunkt mit dem prachtvollen Ensemble von Kurhaus und Kursaal: Der Karlsruher Architekt Wilhelm Vitalli fasste die Kurbauten in der Art einer Schlossanlage barocker Prägung zusammen. Dem Kursaal wurde ein Theatersaal nebst Rotunde angefügt, die effektiv als östlicher Point de vue des Kurgartens platziert ist. Bereits 1907/08 war als Gegenüber links der Lahn der wahrzeichenhafte Quellenturm errichtet worden.

DIETER KRIENKE

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Inventarisaton



- 1) Blick auf das historische Kurbad vom Concordiaturm
- 2) Kursaal, Kurbrücke und Uferpromenade
- 3) Russisch-orthodoxe Kirche, Schloss Balmoral, Villen und Henriettensäule

„Barocksaal“ des ehem. Hotels Westend in Bad Neuenahr

Ein unkonventionelles Umnutzungskonzept für Kleinod der Belle Époque

Das Hotel Westend wurde in mehreren Etappen zwischen 1873 und 1910 als mondänes Hotel der Kaiserzeit im typischen Stil der Kurbäderarchitektur errichtet. Um die Jahrhundertwende baute man auf der Rückseite den sogenannten Barocksaal als Speisesaal des Hotelkomplexes an. Im Unterschied zu den anderen Gebäudeteilen des Hotels, deren stilistische Bandbreite vom späten Klassizismus über den Rundbogenstil und die Neurenaissance bis zum barockisierenden Jugendstil reicht, ist der Speisesaal in neubarocken Formen gestaltet. Äußerlich präsentiert sich der Saalbau im Hof schlicht und fast unscheinbar mit einer Pilastergliederung und schiefergedecktem Mansardwalmdach. Belichtet wird er nur von der Westseite über sieben große Fenster und Fenstertüren, die auf die kleine vorgelagerte Terrasse führen. Innen ist er jedoch mit aufwendigen und feingliedrigen Stuckaturen im verspielten Stil des Neurokoko versehen. Über einer Sockelzone mit Kassettengliederung erheben sich mit reichen Stuckverzierungen gegliederte Wände, die mit einem Gesims abschließen, auf dem vollplastisch in Stuck ausgeformte Putten und weibliche Figuren sitzen. Eine Flachdecke über einer mächtigen mit Stuckornamenten geschmückten Voute bedeckt den Saal. An Stuckrosetten hängen zwei große vergoldete Kronleuchter.

Während des Zweiten Weltkriegs war im Keller des Hotels eine Nachrichtenzentrale des Deutschen Heeres untergebracht, zeitweise diente es auch als Lazarett. Die Hotelnutzung dauerte bis in die 1960er Jahre. Anschließend war das ganze Areal lange im Besitz der Bundeswehr, die es als Unterkunft und Büro des Materialamts des Heeres nutzte. Nach ihrem Auszug 1996 stand der Gebäudekomplex leer und verfiel zusehends. Erst 2007 ersteigerte ihn die Tecklenburg GmbH, die das Hotel zu 35 Eigentumswohnungen umbauen ließ. Währenddessen beherbergte der Barocksaal das

Büro der Bauleitung, doch nach Fertigstellung des Umbaus fand sich für den Saal keine passende Nutzung mehr. Seitdem stand er zum Verkauf, für den verschiedenste Nutzungskonzepte untersucht wurden – Kunstgalerie, Raum für öffentliche Ausstellungen, Veranstaltungssaal, Großraumbüro, Restaurant –, doch sprangen alle Interessenten letztlich immer wieder ab. Auch eine Aufteilung in zwei Wohneinheiten war angedacht, was aber zu erheblichen Eingriffen in das Kulturdenkmal geführt und den Raumeindruck des Saales zerstört hätte. Sie wurde daher von der Denkmalpflege abgelehnt.

Ende 2019 erwarben schließlich Dorothee und Theodor Steidel den Barocksaal. Als Betreiber zweier historischer Hotels in Cochem (Villa Vinum und Villa Vie) haben sie bereits Erfahrung mit denkmalgeschützten Gebäuden gewinnen können. Zunächst musste umgehend das undichte Dach über dem Saalbau neu eingedeckt werden, um weiteren Schaden abzuwenden, da in einem Bereich bereits durchfeuchtete Stuckteile heruntergefallen waren. Um den Saal behutsam in einen Wohnraum umzuwandeln, verfolgen sie das Konzept der „eingestellten Box“. Dem Bauantrag ist zu entnehmen: „Durch den Einbau einer offenen und äußerst filigranen Stahlkonstruktion als werterhaltendes, architektonisches Element entsteht nun ein ganz besonderes, individuelles und hochwertiges Wohnhaus.“ Zu diesem Zweck wird ein zweigeschossiger, seitlich offener Einbau in dem Saal errichtet, der von den Wänden und der Decke Abstand hält. Er nimmt Sanitärräume, Heizung, Küchenzeile und im Obergeschoss ein Schlaf- und ein Gästezimmer auf. Außerhalb des Einbaus liegen der großzügige Wohn-, Koch- und Essbereich. Dadurch bleibt der Saal als Ganzes wahrnehmbar und wird nicht zerschnitten.

Der Boden des Saals muss komplett erneuert werden, inkl. Abdichtung und Fußbodenheizung. Außerdem müssen sämtliche Versorgungsleitungen neu verlegt werden. Nach eingehender Inspektion des Stucks wurde die Decke von der Oberseite her wärmegeklämt. Ein früherer Eingang, der einst als Verbindung zum angrenzenden Küchenbau diente, wird zur künftigen Haustür. Die jüngeren Bestandteile der Fenster sollen erneuert und die bauzeitlichen Oberlichter mit ihren feingliedrigen Metallsprossen erhalten bleiben. Eine restauratorische Befunduntersuchung an Wänden und Decke ergab, dass unter den jüngeren bunten Dispersionsfarbschichten die ältere Farbgebung noch vorhanden ist. In mühevoller Handarbeit wird die dampfdichte und somit bauschädliche Dispersionsfarbe nun von den Bauherren behutsam entfernt. Die ursprüngliche Farbgebung des Saals soll voraussichtlich wieder aufgegriffen werden. Der Stuck wird nur konserviert und stark beschädigte Bereiche geschlossen, auf eine Rekonstruktion fehlender Teile wird verzichtet. Die beiden prunkvollen Leuchter sollen aber ebenfalls erhalten und weiterverwendet werden.

Die Eigentümer planen, das Gebäude nach Abschluss der Umbau- und Sanierungsmaßnahmen selbst zu bewohnen. Durch dieses unkonventionelle und mutige Konzept einer zeitgemäßen Umnutzung des einstigen Speisesaales kann ein Kleinod der Bad Neuenahrer Denkmallandschaft endlich gerettet und wieder zu einem Schmuckstück gemacht werden.

CONSTANZE HÜTHER

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Praktische Denkmalpflege



- 1) Hotel Westend, Außenansicht des Speisesaales
- 2) Perspektivischer Längsschnitt des geplanten Einbaus
- 3) Innenansicht zu Beginn der Restaurierungsarbeiten
- 4) Detail der Stuckverzierung

Bauernhof in Bongard

Neue Zukunft für eine fast vergessene Hofanlage

In unmittelbarer Nähe zum Nürburgring zwischen Adenau und Daun, im Naturpark Vulkanifel, liegt im Tal am Fuße eines abgerundeten Basaltkegels, dem Barsberg, die Ortschaft Bongard. Die kleine, idyllisch gelegene Gemeinde erstreckt sich mit rund 280 Einwohnern auf einer Fläche von 664 Hektar. Die ersten bekannten Bewohner in und um Bongard waren die Kelten ca. 500 v. Chr. – noch heute sind Teile des einst 60 Meter langen Schutzwalls erkennbar. Erstmals urkundlich erwähnt wurde der „Hof zum Bomgarten“ vor fast 670 Jahren, im Jahre 1352.

Durch das Straßendorf Bongard schlängelt sich fast gradlinig die Blankenheimer Straße. Die Zufahrt zum Haus Nummer 30 – auch „Jousep’s Hous“ genannt – befindet sich zwischen dem ehemaligen alten Schulhaus und dem früheren Gemeindegarten. Nach einigen Metern fällt der Blick auf die am nordwestlichen Ortsrand von Bongard errichtete, in großen Teilen verfallene Hofanlage aus dem 19. Jahrhundert, deren landwirtschaftliche Nutzung bereits vor Jahrzehnten aufgegeben wurde. So stand das einst prachtvolle Gebäudeensemble leer und verfiel mehr und mehr, bis zu seiner Entdeckung durch die neuen Eigentümer. Einer ihrer sonntäglichen Streifzüge, bei dem ihr Blick schöner, alter Bausubstanz galt, führte sie unter anderem nach Bongard. Sie fanden das verlassene Kleinod und erkannten sofort dessen Potenzial. Von diesem Moment an ließ es sie nicht mehr los.

Bei der weitläufigen Hofanlage handelt es sich um ein Baudenkmal von regionaler Bedeutung. Sie besteht aus dem ehemaligen Wohnhaus, einem Backhaus, einem Stall, zwei Scheunen und einem zweiten, jüngeren Wohnhaus, dem heutigen Haupthaus, das die neuen Eigentümer zurzeit renovieren und sanieren. Instandsetzung, Sanierung und Wiederaufbau von ehemaligem Wohnhaus, Backhaus, Stall und Scheunen sollen folgen.

Zwischen 1801 und 1814 wurden die Rheinlande auf persönlichen Befehl Napoleons unter dem Kommando des Oberst Jean Joseph Tranchot, einem französischen Geografen, topografisch aufgenommen. Bereits in der Tranchotkarte aus dem Jahre 1809 ist an der heutigen Stelle ein Streckhof eingetragen, der jedoch in seinen Abmessungen nicht dem heute vorhandenen Gebäude entspricht. Die Eintragung in den Liegenschaftskarten von 1892 lässt jedoch darauf schließen, dass es sich bei den Abmessungen des darin enthaltenen Gebäudes um das heutige Haupthaus handeln muss.

Das spätklassizistische Wohnhaus ist ein imposanter zweigeschossiger, sechssachsiger verputzter Massivbau mit langgestreckter Hauptfassade. Interessant sind vor allem die aus Zink gefertigten Fenster, die auf der Hofseite noch erhalten waren. Die sehr schlanken Hohlprofile waren weiß gestrichen und als doppelflügelige Fenster mit klappbarem Oberlicht ausgelegt. Die dreigliedrige direkt im Sandstein angeschlagene Haustür hat insgesamt zwölf Füllungen und einfarbig abgesetztes Oberlicht. Die Gebäuderückseite wies starke Veränderungen auf, die freistehenden Fassadenbereiche waren mit Faserzementplatten verkleidet.

Das Haus weist einen weitgehend symmetrischen Grundriss auf. Der mittig angelegte Flur teilt das Erdgeschoss in Stube und Küche sowie Stube und Futterküche. Sämtliche Räume zeigen neben verschiedenen Ausstattungsgegenständen, wie Wandschränken, noch den als bauzeitlich anzusehenden Zuschnitt. Die Zimmertüren, die Holzdielen im Obergeschoss sowie die Geschosstreppe scheinen ebenfalls zur Erstausrüstung zu gehören.

Seit dem Erwerb ist bereits sehr viel geschehen. Auf der Gebäuderückseite wurden die Faserzementplatten entfernt, die Sandsteingewände

saniert und die Fenster erneuert. Bei der Dacherneuerung wurden die defekte Schalung erneuert und die Dachschindeln aus Eternit durch Naturschiefer ersetzt. An der Westfassade musste der komplette Putz entfernt werden. Hier ist ein neuer, der historischen Zusammensetzung angepasster Putz vorgesehen. Vorrangiges Ziel ist zudem die Erhaltung und Restaurierung der interessanten und vor allem sehr seltenen Zinkfenster. Daher wurde eine Spezialfirma beauftragt, hierzu Möglichkeiten zu ergründen und aufzuzeigen. Auch die Haustür soll erhalten, von einem Schreiner aufgearbeitet und lasiert werden. Der Gewölbekeller wird saniert, auf dem Boden angesammeltes Erdreich wieder entfernt und die ursprüngliche Kellerhöhe wiederhergestellt. Die historischen Innentüren werden ebenfalls aufbereitet. Stark geschädigte Dielen des historischen Holzbodens sollen durch Fichtendielen ersetzt werden.

Dank umsichtiger Bauherren, die sich der großen Herausforderung einer Instandsetzung stellten, und der behutsam ausgeführten Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten konnte bereits das Haupthaus vor dem endgültigen Verfall gerettet werden. Nach Abschluss der Sanierung wird die Hofanlage in der Blankenheimer Straße 30 in Bongard in neuem Glanz erscheinen. Ein weiteres Kulturdenkmal konnte damit für nachkommende Generationen bewahrt werden.

CHRISTINE SCHMIDT

Kreis Vulkaneifel,
Untere Denkmalschutzbehörde



- 1) Hofansicht mit heutigem Haupthaus (Mitte), ehemaligem Wohnhaus (links) und Scheune (rechts) vor der Sanierung
- 2) Backes (rechts im Bild) und Scheune (links im Bild)
- 3) Haustür und Zinkfenster

Ein späthistorisches Gasthaus in Bitburg

Eine vergessene Türe, die zum Herzen führt

An der Kreisstraße zwischen Bitburg und dem Stadtteil Mötsch gelegen, wurde 1908 im spät-historistischen Stil das stattliche „Gasthaus Schröder“ erbaut. Der quadratische Putzbau mit Zeldach beeindruckt auf seiner Straßenfassade mit einem aufwendigen Sandstein-Vorbau und einem Zwerchgiebel mit Zwillingfenster in der Hausmitte. Ein Gurtgesims und ein Natursteinsockel gliedern die Fassade, in welcher achsenständig großformatige Fenster sitzen. Die Fenstergewände sind aufwendig mit ornamentierter Sturzzone und Bekrönung ausgeführt. Das Erdgeschoss diente als Gaststätte, wobei der Name „Pilsstube“ klarstellte, dass das Bitburger Pils hier als Standard gesetzt ist. Im Ober- und Dachgeschoss wurden mehrere Pensionszimmer betrieben.

Nach längerem Leerstand kaufte 2019 eine junge Familie das Gebäude. Neben dem Umbau zum Wohnhaus sollte dem Gebäude auch wieder das bauzeitliche Erscheinungsbild zurückgegeben werden. Nach Abnahme von Bekleidungen und behutsamer Spurensuche im Inneren wurden glücklicherweise auch außen die jüngeren Toiletten- und Kegelbahnanbauten zurückgebaut. Das Gebäude zeigte immer mehr von seinem ursprünglichen Charakter. Und dann geschah es: Beim Öffnen einer seit langer Zeit vermauerten Türöffnung wurde die bauzeitliche Eingangstüre freigelegt. Aus einem zwischenzeitlich aufgefundenen Konzessionsantrag aus den 1930er Jahren wussten die Bauherren, dass dort früher der Haupteingang lag und nicht wie aktuell im Sandsteinvorbau. Es war, als gäbe das Haus sein gut gehütetes Geheimnis preis und öffnete sich für die neuen Eigentümer. Der Erhalt und die Restaurierung der originalen Türe wurde spontan zur Herzensangelegenheit erklärt.

Nach dem behutsamen Ausbau und Transport in die Restauratorenwerkstatt zeigten sich erst

die Beschädigungen, welche im Laufe von 111 Jahren entstanden waren. Das Fußholz war durch Feuchte angegriffen, musste eingekürzt und aufgedoppelt werden und bekam neue Fußbretter. Alle Rahmenverbindungen der Füllungstüre wurden neu verleimt und mit neuen Holznägeln gesichert. Gerissene Füllungen wurden geleimt und wieder eingesetzt. Die zwei Türfenster, die sich öffnen lassen und deren Gläser ganz fehlten, erhielten eine neue Isolierverglasung. Die originalen Fenstergitter und alle Beschläge konnten erhalten und restauriert werden. Fehlende Teile, wie die äußeren Schlagleisten, wurden originalgetreu nachgebildet. Die restaurierte Türe wurde in mehreren Arbeitsschritten in einen dunklen Nussbaum-Farbtönen gebracht. Die Eisenbeschläge erhielten einen schwarzen Anstrich und alle Messingbeschläge wurden aufgebürstet.

Die Bauherren haben den Restaurierungsprozess in der Werkstatt miterlebt und die einzelnen Arbeitsschritte für sich im Bild festgehalten. Und obwohl das große Gebäude fast täglich Entscheidungen verlangt – sei es zum neuen Schieferdach, den bauzeitlich gegliederten Sprossenfenstern, der steinmetzmäßigen Restaurierung des Vorbaus oder dem Fassadenanstrich – so sind doch mit der Türrestaurierung die meisten Emotionen verbunden. Und es wird sehnsüchtig der Tag herbeigewünscht, an dem die restaurierte Tür wieder als Haupteingang zu einem belebten Haus genutzt werden kann.

Die Bauwirtschaft hat sich verändert: zu einer gewinnoptimierten und seelenlosen Maschine. Überdimensionierte Einheitsgebäude werden in Bestandsgebiete gezwängt und vor Baubeginn sind diese Projekte bereits weiterverkauft, und gedanklich wird schon der nächste Standort gesucht. Dabei geht es beim Bauen doch nicht nur um Quadratmeter Wohnraum, es geht auch um gebaute Umwelt. Es geht um Identität.



- 1) Ehemaliges Gasthaus Schröder während des Umbaus 2021
- 2-5) Ursprüngliche Eingangstür: Auffindezustand, im restaurierten Zustand und während der Restaurierung

Und genau das ist im Laufe der Baumaßnahme am Gasthaus Schröder passiert: Es wurde Identität gestiftet. Das Gebäude hat die Bauherren überrascht und begeistert. Diese Begeisterung teilen sie auf Instagram unter dem Titel „Charakterhaus“. Obwohl die Bauarbeiten noch nicht ganz abgeschlossen sind, zeigen die bisherigen Ergebnisse bereits ihre Wirkung. Das Gebäude wird wieder wahrgenommen und ist zugleich Inspiration als auch Motivation für andere, sich auch auf die Suche nach dem für sie passenden Altbau zu machen. Einem Altbau, der einen berührt.

DETLEF KLEINTITSCHEN

*Eifelkreis Bitburg-Prüm,
Untere Denkmalschutzbehörde*

Der Nullpunkt der nassauischen Landesvermessung auf Schloss Schaumburg

Ein Denkmal der Technikgeschichte

Schloss Schaumburg, oberhalb des Ortes Balduinstein an der Lahn gelegen, geht auf eine seit dem späten 12. Jahrhundert nachweisbare Burg zurück, die 1850–1855 fast vollständig neugotisch überformt und ausgebaut wurde. Erzherzog Stephan von Österreich (1817–1867), der hier seit 1848 im Exil lebte, hatte für diesen grundlegenden Umbau den Wiesbadener Architekten Carl Boos beauftragt. Zu diesem Zeitpunkt erhielt die Anlage den heute noch die Silhouette prägenden hohen Turm, der nicht nur eine für Schlossbauten des 19. Jahrhunderts typische Reminiszenz an mittelalterliche Bergfriede darstellt, sondern auch eine technikgeschichtliche Besonderheit in sich birgt. Denn er diente ab 1854 der ersten Landesvermessung im Herzogtum Nassau als so genannter Kardinal- oder Nullpunkt.

Diese erste Landesvermessung im Herzogtum Nassau fand unter der Leitung des Geometers Friedrich Ludwig Wagner (1800–1868) zwischen 1853 und 1863 statt und basierte auf dem Prinzip der Triangulation, also der Vermessung mittels Dreiecksnetzen. Da die angrenzenden Gebiete bereits kurz zuvor einer Landesvermessung unterzogen worden waren, konnte man hier an bereits bestehende Fernziele dieser Dreiecksketten anknüpfen. Im Landesinneren musste jedoch ein mit Fernsicht ausgestatteter zentraler Messpunkt eingerichtet werden. Dieser Nullpunkt sollte zunächst auf einem der Türme des Limburger Domes eingerichtet werden, der sich aber aufgrund seiner Lage schließlich als ungeeignet herausstellte. Dies veranlasste 1854 den gelehrten und naturwissenschaftlich interessierten Erzherzog Stephan, *den in Schaumburg im Bau begriffenen grossen Thurm des Schloßes, welcher bei seiner Einrichtung allen Erfordernissen eines Kardinalpuncts entsprach* zur Verfügung zu stellen. Damals fehlte dem Turm aber noch die Plattform, sodass *starke Gerüste aufgeschlagen [wurden], in der Art, dass der*

Beobachter von dem Stand des Theodoliten abgesehen sich bewegen und die Beobachtung im Mittelpunct des Thurms mit Zuverlässigkeit ausführen konnte. Nach der Vollendung des Thurms wurde das Centrum dieser Station in der Verticalen auf dessen Boden transferirt und durch Einsetzung einer behauenen Steinplatte mit der Bezeichnung des Centrums und der Umschrift ‚Cardinalpunct Herzoglich Nassauischer Landesvermessung‘ auf das Genaueste fixirt. So die zeitgenössische Beschreibung der Landesvermessung durch Odenheimer 1863. Die Bodenplatte mit Inschrift ist noch heute erhalten. Dieser wichtigste Punkt der Vermessung im Herzogtum Nassau sollte noch bis an die Jahrtausendwende als Fernziel in der Landesvermessung geführt werden, wenn auch in erneuerter Form, denn das erste hölzerne Messgerüst auf dem Turm ist – wie die meisten anderen hölzernen Messtürme – nicht erhalten, historische Abbildungen fehlen bislang ebenfalls. Um 1900 wurde das Messgerüst auf Schloss Schaumburg durch eine eiserne, ausfahrbare Fahnenstange mit Knauf ersetzt. Der Messingknauf an der Spitze der Fahnenstange diente dabei ebenfalls als Fernziel der Vermessung, zu dem drei Messmarken auf dem Wehrgang, ein Kreuzschnitt auf der Plattform sowie zwei weitere Kreuzschnitte auf dem Nord- und dem Südturm hinzukamen.

Die Bestimmung des Nullpunktes auf der Turmspitze 1854 erfolgte über Fernmessungen zu den nächstgelegenen Bezugspunkten Feldberg (ca. 50 km Distanz) und Höhenburg bei Weilburg (ca. 30 km Distanz) mittels Heliotropen (Sonnenlicht-Reflektoren). Doch die Geschichte der Landesvermessung auf Schloss Schaumburg reicht sogar noch weiter in die Vergangenheit zurück, denn schon der alte, 1854 ersetzte Schlossturm von Schloss Schaumburg hatte von 1793 bis 1797 als trigonometrischer Punkt für die „Kartenaufnahme von Südwestdeutschland“ des österreichischen General-



- 1) Schaumburg, Fahnenstange auf der Plattform des Turmes
- 2) Gesamtansicht von Norden
- 3) Vermarkung des Nullpunktes der nassauischen Landesvermessung im Boden des Turmes

quartiermeisterstabs unter der Leitung des Generalmajors Johann Heinrich von Schmitt gedient. Auch im nachfolgenden, länderübergreifenden „Soldner-Koordinatensystem“ war das Schloss als Fernziel aufgenommen u. a. neben dem Kölner Dom, der Mannheimer Sternwarte, der Ronneburg, der Münchener Frauenkirche, dem Schweriner Schloss oder dem Helmerturm in Potsdam. Die für die Vermessung gut geeignete Lage von Schloss Schaumburg wurde somit bereits früh erkannt und bis zur Ablösung durch satellitengestützte Messsysteme um das Jahr 2000 beibehalten.

Der Erhalt der nun über einhundert Jahre der Witterung ausgesetzten Metallkonstruktion erweist sich fast ebenso lange als problematisch. Denn schon 1907 zeigten sich erste Schwierigkeiten im Bauunterhalt. Die Plattform sollte

durch Stahlträger erneuert werden, später zusätzlich abgedichtet werden. Die Fahnenstange büßte im Laufe der Zeit ihre Mechanik ein, sodass sie nicht mehr in voller Höhe ausgefahren werden kann. Heute zeigen sich an der Eisenkonstruktion Korrosionsschäden. Um dieses überregional bedeutende Relikt der frühen Landesvermessung zu erhalten, wurde in einem ersten Schritt von der Landesdenkmalpflege eine präzise Bauaufnahme des Turmes und der Messspitze beauftragt, die von der Messbildstelle Dresden 2017 ausgeführt wurde. So konnte nicht nur der Bestand dokumentiert werden, sondern die Bauaufnahme bildet zugleich die Grundlage für restauratorische Konzepte und Maßnahmen.

JUTTA HUNDHAUSEN

*GDKE, Landesdenkmalpflege,
Bauforschung*

Der Torturm der Nibelungenbrücke in Worms

Nibelungenstil und fortschrittliche Ingenieurbaukunst

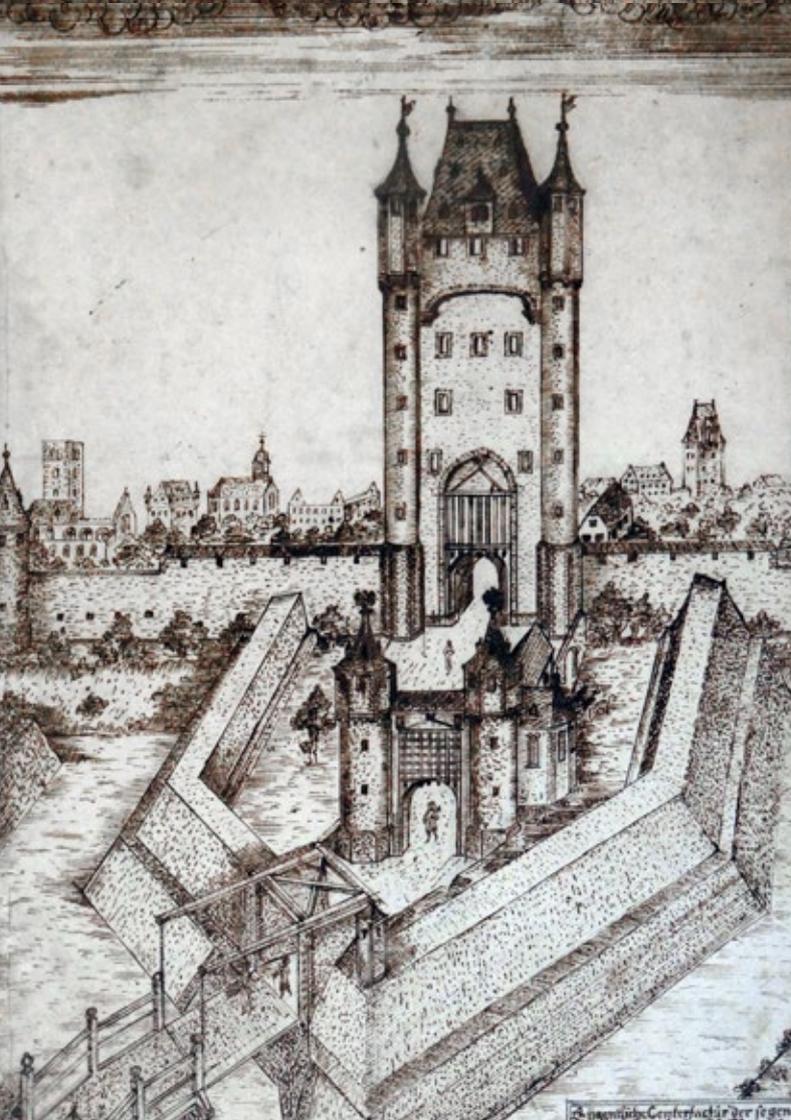
„Über den Rheinstrom spannen zwei Brücken ihre gewaltigen Eisenbögen, und von beiden Ufern grüssen trotzig Thorburgen, Hofmanns Werke, weit ins Land“, heißt es in *Der Baumeister* aus dem Jahre 1903 über die Nibelungenbrücke in Worms. Ihr Schöpfer war Stadt- und Dombau- meister, Baurat und Hochschulprofessor Karl Hofmann, der neben der Wormser Stadter- weiterung auch für die Wiederherstellungs- maßnahmen am Dom verantwortlich war. In Gemeinschaft mit der Maschinenbau-Aktien- gesellschaft Nürnberg (MAN), Filiale Gustavs- burg, und in Verbindung mit der Mannheimer Bauunternehmung Grün & Bilfinger hatte er den 1. Preis eines Wettbewerbs für eine neue Rheinbrücke gewonnen und war mit der Realisierung des Bauwerks beauftragt worden. Bereits 1900 wurde die Brücke eingeweiht und galt als eine der besten Schöpfungen des Meisters, als ein Werk, das sich in vollendeter Weise der Landschaft und dem Stadtbild eingliedert.

Die Strombrücke mit drei Bögen und zwei Strom- pfeilern wurde als Eisenkonstruktion ausgeführt, die Vorbrücken als steinerne Bögen in herkömm- licher Bauweise. Tortürme auf beiden Rhein- seiten sollten die in verschiedenen Materialien ausgeführten Fluss- und Vorlandbrücken tren- nen. Die Türme waren ungleich hoch und unter- schiedlich gestaltet, der höhere steht am links- rheinischen Wormser Ufer. Hofmann verlieh den prägnanten Türmen „heimatliche Formen jener grossen deutschen Zeit, in welcher Worms eine führende Rolle in der deutschen Geschichte spielte: die Formen des romanischen Mittel- alters“, heißt es weiter im Heft *Der Baumeister*. Auffällig ist die Ähnlichkeit des Wormser Tor- turms mit der ehemaligen Mainzer Pforte, die von Bischof Burchard erbaut und durch die Franzosen 1689 zerstört worden war. Stilistisch wird dem Wormser Turm auch die Verwendung staufischer Formen zugeschrieben, bisweilen ist vom „Nibelungenstil“ die Rede

oder auch von Anklängen an den Darmstädter Jugendstil. Mit dem Rückgriff auf Stilformen der Vergangenheit war für die Bauherren, Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und die Stadt Worms, das Ziel verbunden, dem Stolz der alten Stadt auf ihre ruhmvolle Vergangenheit unter den Salier- und Staufenkaisern sichtbar Ausdruck zu verleihen. Einerseits liegt also der historistischen Architektur der Nibelungenbrücke der Wunsch nach Kontinuität und Anknüpfung an die großartige Vergangenheit von Worms zugrunde. Andererseits sollte die neue Brücke auch als eiserne Bogenbinderkonstruktion in fortschrittlicher Ingenieurbaukunst den leidigen Überschwemmungsgefahren trotzen und die Er- weiterung der Hafenanlagen und die damit ver- bundene verkehrliche Abwicklung ermöglichen.

Die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs besiegelten 1945 das Schicksal der eisernen Mittelbrücke sowie des rechtsrheinischen, hessischen Turms, der bis auf Fahrbahnhöhe abgetragen wurde. Aktenkundig war auch der historistische Turm auf der Wormser Seite kurz- zeitig in Gefahr. Er verstelle, so die damalige Denkmalpflege, den Blick auf den Wormser Dom! Aber der Turm blieb bestehen und be- tont bis heute mit seiner repräsentativen Architektur die Eingangssituation der Stadt.

Eine mächtige Rundbogenöffnung durchschnei- det den queroblonden Grundriss des Kernbaues auf der Höhe der Fahrbahn. Ihre Sandstein- bögen sind auf beiden Seiten unterschiedlich ornamentiert. Die aufgehenden Außenwände bestehen aus Grauwackemauerwerk mit domi- nanter Eckquaderung. Über der stadtseitigen Toröffnung sind das Wappen von Worms und oberhalb das Ziffernblatt einer Uhr eingelassen. Etliche Öffnungen unterschiedlicher Größen und Anordnung befinden sich in den Oberge- schossen, die mit üppigen Gewänden aus rotem Mainsandstein gerahmt und dem



- 1) Worms, Mainzer Tor, Zeichnung von Peter Hamman, vor 1689
- 2) Worms, Nibelungenbrücke mit stadtseitigem Torturm

stauischen Formenkanon entlehnt sind. Auf der Westseite ist oberhalb des Tores das Wappen des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen angebracht, darüber wiederum ein großformatiges Uhrenziffernblatt.

Der Kernbau wird an den Schmalseiten zum Fluss von runden Treppentürmen flankiert. Ein umlaufender Rundbogenfries schließt das dunkle Mauerwerk in der Höhe ab und verbindet die unterschiedlichen Bauteile miteinander. Das letzte Vollgeschoss unterhalb der Traufzone ist mit hellen und glatten Sandsteinen verblendet, ebenso die Ecktürme. Die Turmhelme sind sorgfältig verschiefert. Ursprünglich waren vier Dienstwohnungen im Bauwerk eingerichtet und auf der Fahrbahnebene gab es Räumlichkeiten zur Erhebung des Brückengeldes. Heute wird der Turm von den Pfadfindern genutzt.

Seit 1953 überspannt eine neue Brückenkonstruktion den Rhein. Sie wurde von der Firma Finsterwalder geplant und im spektakulären freien Vorbau als Spannbetonkonstruktion – eine Pioniertat – errichtet. Daher wurde schon nach wenigen Jahren angeregt, sie unter Denkmalschutz zu stellen, was nach mehreren Anläufen auch gelang. Aufgrund statischer Mängel, bedingt durch neue Anforderungen, einem natürlichen Verschleiß durch intensive Nutzung und Zunahme der Verkehrsbelastung ist ihr Fortbestand derzeit gefährdet. Daher werden kreative Lösungen gesucht, um sie als wichtige, dem Gesamtdenkmal Nibelungenbrücke zugewachsene Zeitschicht für die Zukunft zu sichern und zu erhalten.

DR.-ING. ROSWITHA KAISER
GDKE, Landeskonservatorin

Luitpoldhafen, Kammerschleuse, Pegeluhr in Ludwigshafen

Vom Wasserstandsanzeiger zum Wahrzeichen

Die Rheinschanze, eine damals unter französischer Verwaltung liegende Festungsanlage gegenüber von Mannheim, entwickelte sich nach dem Friedensschluss von Lunéville im Jahr 1801 zusehends zu einem Handelsplatz, an dem später Ludwigshafen entstehen sollte. Heute ist Ludwigshafen eine der jüngsten Großstädte am Rhein.

Die Gründung Ludwighafens wurde durch die in den Jahren 1817–1879 nach Plänen von Johann Gottfried Tulla durchgeführte Rheinkorrektur ermöglicht. Bis dahin lag das heutige Stadtgebiet mehr oder weniger in sumpfigem Gebiet. Mittlerweile zu Bayern gehörend entstand durch den Ausbau eines Kolkes, ein vermutlich durch Strudel entstandenes Wasserloch, der Winterhafen. Da zu dieser Zeit der Rhein jedoch noch zufrieren konnte, war die Errichtung einer eisfreien Hafenanlage von großer Bedeutung. Aus diesem Grund wurde der Winterhafen dann auch 1842 zum Freihafen erklärt. Im Folgejahr erhielt die Siedlung am Hafen zu Ehren von König Ludwig I. von Bayern den Namen Ludwigshafen, 1852 verlieh Maximilian, König von Bayern, ihr die Gemeinderechte und künftig sollte Ludwigshafen als Stadt ausgebaut werden.

1846 erfolgte die Verlängerung der zentralen pfälzischen Eisenbahnlinie bis zum Hafen und bald lockte die günstige Verkehrslage die aufstrebende Industrie an. Die Bevölkerungszahl vervielfachte sich in kürzester Zeit und die Zunahme des Schiffsverkehrs – aufgrund des wirtschaftlichen Erfolgs – erforderte schon bald mehrere Hafenerweiterungen. Zur Bewältigung des Massengüterumschlags wurde nördlich des Winterhafens ein repräsentatives Lagerhaus im gründerzeitlichen Stil mit hellgelber Ziegelfassade errichtet, welches heute noch steht.

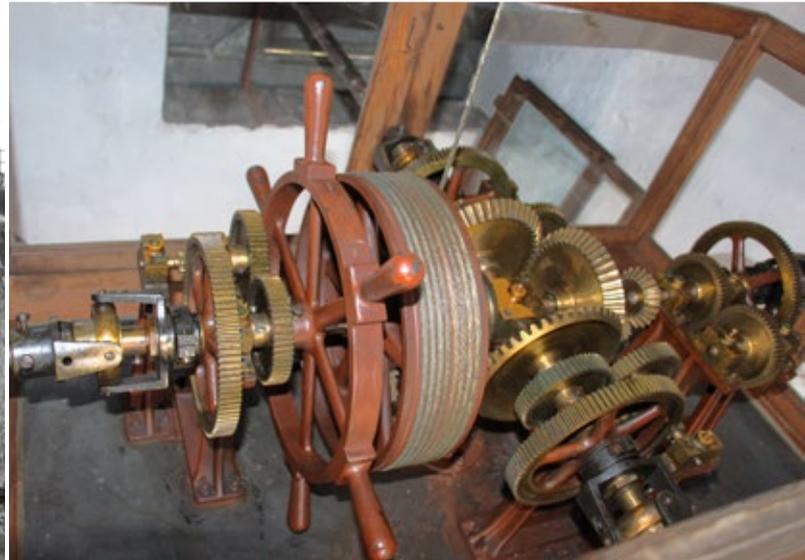
An der stromaufwärts des Rheins, südlich der damaligen Stadtgrenze von Ludwigshafen

gelegenen, nach dem bayerischen Prinzregenten „Luitpoldhafen“ benannten neuen Hafenanlage wurde 1894–1897 die ehemalige Kammerschleuse errichtet. Das Hafenbecken trennte das damalige „Mundenheimer Wäldchen“ mit seinem alten, urigen Baumbestand vom „Festland“, wodurch die heutige Parkinsel, ein beliebter Wohn- und Naherholungsstandort, entstand. Es war bereits die dritte Hafenerweiterung der jungen, damals erst knapp 50 Jahre alten und rasant anwachsenden Stadt. Weitere sollten folgen.

Ein Kohlefrachter namens „Gebr. Röchling“, so ist überliefert, landete am 29. Juli 1895 als erstes Schiff seine Waren in diesem neuen Hafen an. Bis 1967 sorgte die Kammerschleuse für den Ausgleich des Rheinwasserspiegels. Danach wurde der nördliche Teil zugeschüttet und damit wieder eine feste Landverbindung zur Parkinsel geschaffen.

Erhalten geblieben sind das Schleusenbecken und die aus mächtigen Sandsteinen gemauerten Torflanken mit Nischen und Vorrichtungen zur Aufnahme der Tore und zur Betätigung von Bewegungsmechanismen am Südennde der Anlage. Hier steht auch die um 1900 erbaute Pegeluhr. Ein Unikum gewissermaßen, denn das Zifferblatt der „Uhr“ zählt nur bis zehn. Denn an den vergoldeten Zeigern ist nicht etwa die Uhrzeit abzulesen, sondern der derzeitige Rheinwasserstand an dieser Stelle. Der kleine Zeiger informiert über die Meter und der große Zeiger in Zehnerschritten über die Zentimeter.

Geplant wurde der etwa zehn Meter hohe Turm durch das königliche Straßen- und Flussbauamt Speyer. Der im gründerzeitlichen Stil errichtete Pegelturm hat einen quadratischen Grundriss und einen dreiteiligen Fassadenaufbau, der mit einem Pyramidendach abschließt. Er enthält eine Messeinrichtung des Karlsruher Instituts



- 1) *Luitpoldhafen, Pegeluhr um 1930, Ansicht von Süden*
- 2) *Pegeluhr heute, Ansicht von Süden*
- 3) *Getriebe der Pegeluhr mit Gelenkwellen zur Übertragung auf die Zeiger*

Otto Brehm, welche 2016, einschließlich des Schwimmkörpers, durch den Technikrestaurator Allyn Eidness aus Mannheim restauriert wurde und seither wieder funktioniert. Der in einem Schacht gelegene Schwimmkörper korrespondiert über ein Rohr mit dem Rheinstrom. Ein Seilsystem überträgt die Höhe des Rheinwasserstandes auf eine Mechanik, welche mit Hilfe von vier Gelenkwellen die Zeiger auf den vier Zifferblättern synchron bewegt.

Die amtlichen Rheinpegel befinden sich heute in Mannheim und Speyer, die Ludwigshafener Pegeluhr aber ist mehr als nur ein historischer Wasserstandsanzeiger: Sie ist beliebtes Ausflugsziel und ein Wahrzeichen der Stadt Ludwigshafen, die in ihrer jungen Geschichte ständig Wachstum und Veränderung erfahren hat und bis heute erfährt. Sie ist ein technisches Denkmal von besonderer Bedeutung.

MATTHIAS EHRINGER

Stadt Ludwigshafen,

Untere Denkmalschutzbehörde

Trift im Legelbach: Pilotprojekt zur Erfassung

Kalte Hände – Nasse Füße

Der Pfälzerwald ist ein überregional bedeutender Grundwasserspeicher und gemeinsam mit den „Vosges du Nord“ UNESCO Biosphärenreservat. Während er heute eines der größten geschlossenen Waldgebiete Deutschlands ist, war das früher anders. Der hohe Holzverbrauch im Allgemeinen und in der waldarmen Vorderpfalz im Speziellen dezimierte seit dem Mittelalter den Baumbestand. Die Kleinstaaterei und unterschiedliche Interessen der Landesherren verhin- derten jedoch lange eine nennenswerte Auf- forstung. Der Transport der eingeschlagenen Hölzer erfolgte über Triftbäche, vor allem als Schwallflößerei, bei der eine plötzliche, ent- sprechend dosierte Wasserwelle zum Transport notwendig war. Die dabei beförderten Hölzer waren nicht länger als 1,75 m. Die erste be- kannte Bachordnung, einschließlich Regelungen, zur Trift stammt aus dem 15. Jahrhundert. Die erste Floßordnung wurde 1757 von Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz erlassen und galt nur für dessen Territorium.

Als die Pfalz 1816 an Bayern fiel, wurden sofort auch Maßnahmen zur Verbesserung der Forst- wirtschaft eingeleitet, mit der die Trift seit jeher in engem funktionalem Zusammenhang stand. Um im östlichen Bereich des Mittelgebirges auf- forsten zu können, mussten zunächst tiefer im Wald liegende Ressourcen erschlossen werden. Dies sollte unter anderen durch einen Ausbau der Triftbäche erfolgen. Daher wurde die Trift 1817 staatliche Aufgabe, eine Inventur beste- hender Anlagen beauftragt und Pläne für den systematischen Ausbau aufgestellt, der schließ- lich ab 1820 einsetzte.

Zu den typischen, auch heute im Gelände leicht zu erkennenden Triftbauten aus bayerischer Zeit zählen die Stauweiher, für die in der Pfalz die Bezeichnung „Woog“ üblich war, während die bayerischen Beamten den Namen „Klause“ einführten. In engem Zusammenhang mit ihnen

standen Bollerplätze, auf denen das eingeschla- gene Holz trocknete und bis zum Abtransport lagerte. Die oft kilometerlangen Bachstrecken wurden verbreitert, begradigt, mehrheitlich ka- nalisiert und das Gefälle durchgängig auf unter 1 % reguliert. Brücken mit bemerkenswert ho- hen Durchlässen führen Straßen und Wege über die Gewässer.

Nach einem Höhepunkt des Ausbaus in den 1840er Jahren waren die Arbeiten bis etwa 1860 abgeschlossen. Zeitgenössischen Inventaren zu- folge galten damit 33 Fließgewässer im Pfälzer- wald auf 260 km als ausgebaut. Aber schon um 1870 setzte der Rückgang des Triftbetriebes ein, nicht zuletzt wegen der hohen Schadens- ersatzleistungen des Staates an die Mühlen- und Wiesenbesitzer für entstandene Schäden an ihrem Besitz. Darüber hinaus bot der zuneh- mende Ausbau des Eisenbahnnetzes günstige Transportalternativen. Mit Verlängerung der Bahnstrecke bis Elmstein kam schließlich die Trift auf dem Legelbach 1909 endgültig und vollständig zum Erliegen. Gleichwohl ist das Triftsystem bis heute weitestgehend erhalten und sein funktionaler Zusammenhang deutlich ablesbar geblieben.

Die jüngste Evaluation dieser Region durch die UNESCO bekräftigte, dass gerade die Wooge und Triftbäche wertvolle Lebensräume und „ge- sichtsgebende Elemente“ der Kulturlandschaft Pfälzerwald sind.

Im Jahr 2014 wurde durch das Umweltministe- rium Rheinland-Pfalz, das Landesamt für Um- welt und den Bezirksverband Pfalz (Träger des Biosphärenreservates) das Projekt „Wooge und Triftgewässer“ ins Leben gerufen, das modell- hafte Lösungen zum nachhaltigen Umgang mit den Gewässern entwickeln soll. Als die Landes- denkmalpflege in das Projekt einbezogen wurde, erschien zunächst eine systematische



- 1) *Großer Legelbach, Bypass mit Riesel entlang der Altmühlklause*
- 2) *Großer Legelbach, Schütz am Zulauf in die Altschmelzklause*
- 3) *Großer Legelbach, Mündung in den Speyerbach*

Erfassung der Anlagen auch unter denkmal-fachlichen Aspekten notwendig. Ein 2018 in Auftrag gegebenes Pilotprojekt hatte daher zum Ziel, anhand eines begrenzten Gebietes beispielhaft Methodik, Umfang und Aufwand einer Gesamterfassung der historisch relevanten baulichen Zeugnisse der Trift zu ermitteln. Dafür wurde das Einzugsgebiet des Legelbaches bis zu dessen Mündung in den Speyerbach und von dort bis zur Ortsgrenze Elmstein systematisch untersucht. Im Rahmen dessen wurden mehr als 12 km Bachlauf begangen, die baulichen Zeugnisse der historischen Wasserwirtschaft in Wort und Bild dokumentiert und mithilfe vor Ort erfasster GIS-Daten kartiert. Dabei erwies sich, dass die annähernd vollständig erhaltenen Anlagen anschauliche Zeugnisse der Wirtschaftsgeschichte von hoher, wenn nicht sogar überregionaler, Bedeutung sind.

Mit Abschluss der Untersuchung begann auch eine zunächst nicht vorhergesehene touristische Verwertung der Ergebnisse, sodass Anfang 2020 der „Trifterlebnispfad Legelbach“ eröffnet werden konnte. Drei unterschiedlich lange Wanderwege führen nun durch das Tal und berühren dabei immer wieder auch Triftanlagen, wo Tafeln die jeweilige Einrichtung erläutern. Zudem wird eine App angeboten, in der eine reale Figur des 19. Jahrhunderts – der Triftknecht Johann König – an insgesamt 15 Stationen die Funktion des jeweiligen Triftelements und seine Arbeit, bei der er oft am ganzen Körper nass wurde, erklärt.

DR. ALEXANDRA FINK

GDKE, Landesdenkmalpflege, Inventarisaton

DR. WOLFGANG FRITZSCHE

Kultur-Büro AHB, Ginsheim-Gustavsburg

Die Neuen Friedhofsteile der Alten jüdischen Friedhöfe in Worms und Mainz

Zwischen Tradition und Teilhabe

Wer in Worms entlang des Willy-Brandt-Rings durch die Sichtfenster der Friedhofsmauer sieht oder in Mainz seinen Blick entlang der Mombacher Straße über den Friedhof schweifen lässt, der blickt auf die beiden ältesten erhaltenen jüdischen Friedhöfe in Europa. Es sind Friedhöfe, deren Anfänge in das frühe 11. Jahrhundert zurückreichen und die eine außerordentliche Nutzungskontinuität aufweisen. Sie sind daher Dokumente einer steten Weiterentwicklung jüdischer Bestattungskultur vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Die Alten jüdischen Friedhöfe „Heiliger Sand“ in Worms und „auf dem Judensand“ in Mainz sind nicht nur einzigartige Zeugnisse einer eigenständigen mittelalterlichen Bestattungskultur, die sich von den jüdischen Gemeinden der Städte Speyer, Worms und Mainz (SchUM) über ganz Europa ausbreitete, sondern mit mehr als 1000 Grabsteinen aus der Zeit des 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert auch bemerkenswerte Zeugnisse christlich-jüdischen Zusammenlebens in der Neuzeit. Als SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz sind die Friedhöfe gemeinsam mit dem Judenhof Speyer und dem Synagogenbezirk Worms seit dem 27. Juli 2021 UNESCO-Weltkulturerbe.

In Mainz wurde der entlang der Mombacher Straße liegende Friedhofsteil bis zur Errichtung eines neuen Friedhofs an der Unteren Zahlbacher Straße 1881 für Bestattungen genutzt. Die mehr als 1500 unverändert erhaltenen Grabsteine sind aus rotem, gelbem und beigeem Sandstein gearbeitet und in barocken, klassizistischen sowie historistischen Formen gehalten. Die Schriftfelder sind eingetieft, vereinzelt ist das obere Halbrund vom rechteckigen Feld abgesetzt. Der Zwickel wird mit hebräischen Buchstaben gefüllt. Ab der Barockzeit wird das Halbrund mit Symbolen versehen, die über das Leben, den Tod oder die Abstammung der Verstorbenen berichten bzw. ihren Namen oder die

Stellung in der Gemeinde illustrieren. Die für die *aschkenasisch*-jüdische Sepulkralkultur charakteristische Verwendung ausschließlich hebräischer Grabinschriften, die beispielgebend für alle mittelalterlichen jüdischen Friedhöfe in *Aschkenas* wurde, finden sich auch auf den neuzeitlichen Grabsteinen in Mainz wieder. Die Steine sind zum Großteil hebräisch, häufig zweisprachig, seltener nur auf Deutsch beschriftet. Während die Inschriften der älteren Grabsteine in Worms und Mainz nicht nur Namen und Sterbedatum der Verstorbenen nennen, sondern oft auch Auskunft über deren Funktion in der Synagoge, die Gelehrsamkeit und ihre Wohltätigkeit geben und einen Segenswunsch enthalten, beschränken sich die Inschriften der neuzeitlichen Grabsteine vermehrt auf kurze Segensformeln.

In Worms befindet sich der Friedhofsteil mit den 1351 neuzeitlichen Grabstätten auf dem höherliegenden ehemaligen barocken Festungswall, der nach der Entfestigung der Stadt im 18. Jahrhundert für die Friedhofserweiterung genutzt wurde. Bestattungen fanden hier bis zur Anlage des Zentralfriedhofs mit angrenzendem jüdischem Friedhofsgelände auf der Hochheimer Höhe im Jahre 1911 statt. Ausnahme bildete eine Reihe von Erbbestattungen, die in einer Vereinbarung mit dem Magistrat eigens aufgelistet waren.

Nachdem die Grabsteingestaltung zunächst dem seit dem Mittelalter tradierten Gestaltungsprinzip folgte, spiegeln die Grabsteine ab dem 19. Jahrhundert bürgerliche Vorstellungen wieder, wie sie auch auf christlichen Grabsteinen dieser Zeit Verwendung fanden. Die Steine sind künstlerisch aufwendig in historischen Stilarten gestaltet. Neben Grabsteinen aus Sandstein werden nun auch Materialien wie Granit und Diorit genutzt. Etablierte Formen und illustrierende Elemente sind auch bei den Grabsteinen des

19. und 20. Jahrhundert noch zu finden, nehmen aber in ihrer Häufigkeit ab. Neu und eine bewusste Abkehr von dem traditionellen Management jüdischer Friedhöfe ist die ebenfalls an christlichen Friedhöfen orientierte Parzellierung und Einfassung der Grablegen, die nun auch mit Grabschmuck versehen werden.

Im Zuge der Erarbeitung des „UNESCO-Welterbeantrags SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz“, auf dessen Basis dieser Text beruht, wurde im Auftrag der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz für die neuen Friedhofsteile in Worms und Mainz eine Kurzinventarisierung erarbeitet. In einem Projekt mit der Universität Heidelberg und der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg unter der Leitung von Prof. Dr. Matthias Untermann wurden die Grabsteine fotografisch dokumentiert und inventarisiert. Erfasst wurden vorhandene Grabsteinnumerierungen (alt/neu), die sich auf den Grabsteinen befindlichen Namen in Hebräisch und/oder Deutsch sowie die Lebensdaten in Hebräisch und/oder Deutsch. Lebensdaten, die in der Grabinschrift nach dem jüdischen Kalender (AM = „anno mundi“) angegeben sind, wurden nach dem jüdischen Kalender, Lebensdaten, die nach der heute üblichen Zeitrechnung (d. Z. = „der [üblichen] Zeitrechnung“) in der Grabinschrift genannt sind, wurden nach dem gregorianischen Kalender inventarisiert.

Mit dieser Kurzinventarisierung, die auf der Homepage der GDKE publiziert ist, wurde ein weiterer Baustein für die Entwicklung von Schutz- und Erhaltungsmaßnahmen dieser außergewöhnlichen Friedhöfe geschaffen.

NADINE HOFFMANN

GDKE, Projekt UNESCO-Welterbeantrag SchUM-Stätten Speyer, Worms und Mainz



- 1) Mainz, Alter jüdischer Friedhof
- 2) Worms, Alter jüdischer Friedhof, neuer Teil (rechts) auf dem ehemaligen barocken Festungswall und mittelalterliche Grabsteine (links)
- 3) Worms, Alter jüdischer Friedhof, Doppelepitaph für Theodor Langenbach und Hanny Langenbach, geb. Brettauer, eines der jüngsten Gräber auf dem Friedhof

Die Trauerhalle auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Mainz

Vom Übergang in eine andere Welt

An der Unteren Zahlbacher Straße in Richtung Bretzenheim öffnet sich an der Kreuzung des Xaveriusweg der Neue Jüdische Friedhofs in Mainz. Von der Straße gut sichtbar liegt direkt am Eingang die 1881 eingeweihte Trauerhalle mit ihren morgenländisch wirkenden Dachbekrönungen. Sie ist eines der letzten erhaltenen Bauzeugnisse jüdischer Kultur und Architektur des 19. Jahrhunderts in Mainz. Durch ihre anspruchsvolle künstlerische Gestaltung gehört sie zu den prominentesten Bauten dieser Gattung im Land.

Bedingt durch die Stadterweiterung im späten 19. Jahrhundert musste der seit dem Mittelalter bestehende jüdische Friedhof an der Mombacher Straße aufgegeben und ein neuer Bestattungsort außerhalb des Stadtgebietes von der jüdischen Gemeinde unmittelbar im Anschluss an den christlichen Hauptfriedhof erworben werden. Die Entwürfe für den Trauerhallenbau lieferte der damalige Mainzer Stadtbaumeister Eduard Kreyßig (1830–1897), der bereits 1877–1879 die Synagoge für die orthodoxe, „israelitische Religionsgesellschaft“ in der Flachsmarktstraße / Ecke Margarethengasse geplant hatte, die im November 1938 der Pogromnacht zum Opfer fiel.

Am 2. Januar 1881 erfolgte die feierliche Einweihung des Neuen Friedhofs durch den liberalen Rabbiner Dr. Siegmund Salfeld (1843–1926), bei der auch die neu errichtete Trauerhalle durch den Architekten an den Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde und Stadtrat Moritz Oppenheim (1814–1884) übergeben wurde. Als Ausdruck des Selbstbewusstseins der jüdischen Mainzer bildete die neue Trauerhalle lange Zeit das Pendant zu der ebenfalls an der Unteren Zahlbacher Straße am Zugang des christlichen Friedhofs gelegenen, bereits 1865 errichteten, neogotischen Trauerhalle, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Die jüdische Trauerhalle hatte sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts als eigenständige Baugattung in Zusammenhang mit der wachsenden rechtlichen Gleichstellung und Emanzipation der deutschen Juden parallel zu einer Veränderung der Religionsausübung entwickelt. Spezielle Friedhofsgebäude sind für eine jüdische Beerdigung grundsätzlich nicht erforderlich, da die Trauerzeremonie auch unter freiem Himmel stattfinden kann und die *Tahara*, die rituelle Leichenwaschung, nicht an bestimmte Gebäude gebunden ist. So waren zuvor Friedhofsgebäude auf jüdischen Bestattungsplätzen lange nur einfache Zweckgebäude. Erst durch die immer größer werdende Bedeutung der Trauergebete und -predigten bei jüdischen Bestattungen im 19. Jahrhundert kam der Wunsch nach einer repräsentativen Architektur mit einem angemessenen Feierraum auf. Auch die allgemeine Debatte um Scheintod-Bestattungen und hygienische Aspekte spielten damals eine wichtige Rolle bei der Entwicklung dieser Baugattung.

Für den neuen Trauerhallenbau in Mainz wählte der Architekt Eduard Kreyßig, ganz im Sinne der Suche nach einem angemessenen Stil in der Epoche des Historismus, orientalischemaurische Formen, die schon bei den beiden Synagogenbauten in Mainz seit 1853 als prägende Elemente eingesetzt worden waren. Sowohl die zwiebelförmigen Haubenaufsätze der Eckbetonungen nehmen Bezug auf islamische Architektur, als auch die ornamental teppichartig gestalteten Backsteinwände mit den bunten Bordüren aus sogenannten Mettlacher Platten (Villeroy & Boch).

Die eigentliche Trauerhalle in der Mitte des Gebäudes wird durch einen quadratischen Zentralraum mit Umgang und zwölf gusseisernen Säulen gebildet. Dieser wird nur über eine mittige Laterne mit einem Davidstern im Dach belichtet. Die auffällige Farbfassung in



- 1) Innenansicht der Trauerhalle
- 2) Trauerhalle von der Unteren Zahlbacher Straße
- 3) Fassadendetail, Inschrifttafel

Schwarz, Silber und Ocker wurde bei der letzten Restaurierung 2004–2010 anhand von Befunden rekonstruiert. Die niedrigeren Seitenflügel werden seit der Bauzeit für die Wohnung des Friedhofsaufsehers bzw. die Leichenwaschräume (*Tahara*-Räume) genutzt.

Auffallend ist die harmonische Fassadengliederung des dreiteiligen Baukörpers. Kreyßig setzt hier nicht nur auf das in seinem Werk prägende Prinzip der Symmetrie, sondern auch auf eine Zahlensymbolik, die schon bei seinem Synagogenbau Verwendung fand. Sowohl die auffällige Dreizahl der Fenster (Seitenflügel, Dachlaterne und Tore zum Friedhof) als auch die Zwölfzahl der Stützen im Inneren sprechen für einen Einfluss des Bauherrn auf die Gestaltung. Gerade die zwölf Säulen können als deutlicher Bezug zu den im *Tanach* mehrfach erwähnten

zwölf Stämmen Israels (z. B. 1. Mose 49, 28 oder 2. Mose 24, 4) gesehen werden.

Der repräsentative Bau nahm die Trauernden an der Unteren Zahlbacher Straße über den Baldachin der Vorhalle in Empfang. In die Fassade eingelassene, runde Inschrifttafeln nehmen Bezug auf die Thematik von Leben und Tod mit Zitaten aus dem *Tanach*. Durch die zentrale Trauerhalle und die seitlichen Umgänge konnte der Trauerzug dann durch die drei großen Ausgänge zum Friedhof gelangen. Der Bau symbolisiert damit den rituellen Übergang in eine andere Welt, die mit dem Tod betreten wird.

DR. KATHRIN NESSEL

Stadt Mainz,

Untere Denkmalschutzbehörde

Die Gruftkapelle der Familien Doerr und Reinhart in Worms

Ein kleines architektonisches Juwel des 19. Jahrhunderts

Am Rande des denkmalgeschützten Albert-Schulte-Parks steht die wohl um 1861 entstandene, neugotische Gruftkapelle der Familien Doerr und Reinhart, welche als hochqualitatives Beispiel historistischer Architektur vom Aufstieg und Selbstbewusstsein einer bedeutenden Wormser Industriellenfamilie zeugt.

Die Parkanlage geht auf den 1840 geweihten, ersten nicht-konfessionellen Friedhof in Worms zurück, der außerhalb der mittelalterlichen Kernstadt angelegt wurde. Der Friedhof besaß eine schlichte axiale Gestaltung. Im südlichen Teil befand sich das 1856 fertiggestellte Leichenhaus im spätklassizistischen Stil. Zur begehrten Lage gehörten die Bestattungsplätze im Osten des Friedhofs, entlang der Grundstücksmauer zur Renzstraße. Dort sicherten sich die bedeutenden Wormser Familien Erbbestattungsplätze. Durch den Bau des ersten Bahnhofs 1853 im Süden des Friedhofs festigte sich in den nachfolgenden Jahren der Name „Bahnhofsfriedhof“. Im Jahre 1857 erwarben die Fabrikanten Nikolaus Andreas Reinhart (1809–1871) und Johann Baptist Doerr (1811–1892) gemeinsam einen Erbbegräbnisplatz. Die Gründer der Lacklederfabrik Doerr und Reinhart waren nicht nur Geschäftspartner, sondern durch die Hochzeit Doerrs mit Reinharts Tochter Anna (1836–1901) im Jahre 1853 auch familiär verbunden. Sie entwickelten sich zu einer der vier einflussreichsten Industriellenfamilien in Worms. Im Dezember 1860 legten sie Pläne zur Errichtung einer Begräbnisstätte vor, daher kann der Baubeginn der Gruftkapelle für das Jahr 1861 angenommen werden.

Die kleine neugotische Kapelle hat einen Grundriss in der Form eines griechischen Kreuzes. Obwohl ihre Maße sehr überschaubar sind, nimmt die Architektur eine recht repräsentative, monumentale Gestaltung ein. Der kleine Baukörper aus rotem Sandstein wird außen an jeder Seite von jeweils zwei Strebepfeilern eingefasst und

von einer hohen achteckigen Laterne bekrönt. Die Wandflächen sind über der Sockelzone von großen Spitzbogenfenstern durchbrochen, deren Gewände mit feingliedrigen Profilen und Maßwerk versehen sind. Ursprünglich waren die Fenster mit einer Bleiverglasung in verschiedenen Pastellfarben ausgestattet. Diese ist heute nur noch in Bruchstücken erhalten. Der Eingang ist zurzeit aufgrund von ständig drohendem Vandalismus durch ein nachträglich angebrachtes, zweiflügeliges Metallgitter geschützt. Die Profile und die Befestigungen der ursprünglichen Tür, die vermutlich aus Holz war, sind heute in der Sandsteineinrahmung als Befund nachvollziehbar. Der Innenraum ist aus kunsthistorischer Sicht besonders beeindruckend: Die Wände waren durchgehend mit geometrisch dekorierten Steinplatten verkleidet. An den Ecken befinden sich zierliche Dienste, die durch schmale Basen und feingliedrige Kapitelle geschmückt sind. Die spitzen Kreuzrippengewölbe sind mit einem Sternenhimmel bemalt und bilden nach oben hin einen beeindruckenden Raumabschluss. Durch das anspruchsvolle Äußere und die aufwendige Ausgestaltung des Innenraums bildete die Gruftkapelle das Selbstverständnis der wohlhabenden Unternehmerfamilien ab und bot einen repräsentativen Rahmen für die letzte Ruhestätte. Als erstes Familienmitglied wurde 1868 Maria Elisabeth „Lisette“ Reinhart (geb. 1810), Ehefrau des Firmengründers, in der neuen Familiengruft bestattet, 1871 folgte ihr Ehemann.

Nach nur wenigen Jahrzehnten waren 1873 die Belegungskapazitäten des Bahnhofsfriedhofs jedoch bereits erschöpft, eine Erweiterung des Geländes war nicht möglich. Nach der Schließung des nun „Alten Friedhofs“ durften die Erbbestattungsplätze aber vorerst weiter genutzt werden. Fehlende Pflegemaßnahmen führten letztendlich zur Verwilderung der Anlage, sodass Anfang des 20. Jahrhunderts die endgültige Auffassung festgelegt wurde. Für die noch vorhandenen



- 1) *Grufkapelle Doerr und Reinhart, Ansicht von Norden*
- 2) *Schäden am Natursteinmauerwerk*
- 3) *Innenansicht nach Südwesten*

Erbbestattungsplätze erstellte die Stadt eine Liste mit beisetzungsberechtigten Personen. 1924 bis 1926 erfolgte schließlich die Umgestaltung in eine öffentliche Grünanlage, bei der die noch erhaltenen Grabmäler in die Parkgestaltung eingegliedert wurden. Der letzte Antrag auf Bestattung im Familiengrab der Doerr und Reinhart, der jedoch abgelehnt wurde, erfolgte 1940/41. Im Zweiten Weltkrieg erlitt der Park letztlich durch den Bau von Bunkeranlagen und durch Bombenangriffe starke Beschädigungen. Die Grufkapelle überstand die Zerstörung des Parks aber glücklicherweise ohne größere Schäden. Erst 1964 wurde der Park unter Beibehaltung des historischen Wegesystems und der Grabdenkmäler mit zeitgenössischen Gestaltungselementen wiederhergerichtet, die Leichenhalle im Zuge der Umgestaltung abgerissen.

Aufgrund von Schäden, sowohl am Außenbau als auch im Innenraum, führt die Stadt Worms, unter Leitung der Abteilung 8.3 – Architektur/Projektmanagement und mit der fachlichen Beratung der Unteren Denkmalschutzbehörde, zurzeit eine Gesamtsanierung der Kapelle durch. Nach mehreren Voruntersuchungen wurde ein Sanierungskonzept erstellt. Eine denkmalpflegerische Herausforderung stellen der Umgang mit den Schäden am Natursteinmauerwerk und die Sicherung des filigranen Bauschmucks im Innenraum dar.

AQUILANTE DE FILIPPO,
BETTINA GRANSCHÉ,
HANNA HUBERTUS

*Stadt Worms,
 Untere Denkmalschutzbehörde*

Der Landschaftspark am Bosselstein in Idar-Oberstein

Capriccios der malerischen Gegend

Mit seinen schwindelerregenden, von zwei Burgruinen bekrönten Felsmassiven über der Nahe und der in eine Felsnische gekauerten Felsenkirche wurde Idar-Oberstein seit der Romantik zu einem vielbewunderten Ziel von Reisenden und einem beliebten Motiv für Maler und Fotografen. Im 19. Jahrhundert gehörte das Städtchen zum Fürstentum Birkenfeld, über das seit 1816 der Großherzog von Oldenburg als Exklave regierte. Während die oldenburgische Regierung ihren Sitz im ländlichen Birkenfeld hatte, erlebte Idar-Oberstein eine erstaunliche wirtschaftliche Blüte durch seine Edelsteinschleifereien und die metallverarbeitende Industrie.

Daneben war man bestrebt, den aufkommenden Tourismus in der Region zu fördern, der durch den Streckenausbau der Rhein-Nahe-Bahn an Fahrt gewann. Seit 1841 bemühte sich der oldenburgische, in Birkenfeld amtierende Jurist und spätere Landtagsabgeordnete Hofrat August Erich Julius Barnstedt (1793–1865) darum, das Umfeld des zum Krongut gehörenden Neuen Schlosses in Oberstein mit der Burgruine Bosselstein als Teil der *Capriccios der malerischen Gegend* gestalterisch aufzuwerten. Nachdem der Vorschlag zum Ausbau des schwer zugänglichen Neuen Schlosses auf Ablehnung gestoßen und dieses 1855 abgebrannt war, regte Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg (1827–1900) bei einem Besuch 1862 an, hier zur *Verschönerung der Umgebung von Oberstein [...] Promenaden- und Gartenanlagen* einrichten zu lassen. Die von Oberbauinspektor Günther Meyer aus Birkenfeld vorgelegten Pläne wurden nach Prüfung durch Friedrich Cassebohm (1817–1887), den Oldenburger Hofgärtner von Schloss Rastede, der mehrfach persönlich zur Aufsicht nach Idar-Oberstein kam, überarbeitet und bis 1870 umgesetzt. Für den Großherzog war die Initiative ein Mittel, seine Verbundenheit mit der örtlichen Bevölkerung zu demonstrieren und seine

soziale und kulturelle Verantwortung für den weit von der Hauptstadt entfernten Landesteil sichtbar wahrzunehmen.

Dabei spiegelt die Anlage nicht nur touristische Aspekte, sondern zugleich die denkmalpflegerischen Bemühungen um die Erhaltung und Präsentation historischer Bau- und Denkmäler, die nach Revolution, Krieg und politischen Umbrüchen zunehmend dem Verfall ausgesetzt waren. In vergleichbarer Weise hatte man auch am Rhein und in der Pfalz die Ruinen von Burgen und Klöstern mit gärtnerischen Mitteln neugestaltet.

Ähnlich wie dort war das Ziel in Idar-Oberstein weniger die Schaffung eines neuen Landschaftsparks, als vielmehr die Erschließung der bestehenden landschaftlichen Schönheiten, deren Wirkung man durch gezielte Eingriffe zu verstärken versuchte. Hierzu gehörten die Anlage eines Rundweges und Wegeverbindungen zu den Ruinen sowie zur Felsenkirche, die Öffnung von Sichtschneisen, die Herstellung von Aussichtspunkten und die Einrichtung von Ruheplätzen. Ein besonderes Augenmerk galt der Steigerung der grandiosen Flussansicht mit den beiden steilen Burgfelsen, die wie ein Landschaftsgemälde inszeniert wurde. Mittel dazu war die gezielte Anpflanzung von Gehölzen, darunter Eichen, Linden, Buchen, Ahornbäume, Kastanien und Lärchen. Den Steilhang zwischen den Felsenzinnen hielt man von dichtem Bewuchs frei und belebte ihn durch Einzelbäume sowie den weithin sichtbaren ansteigenden Zickzackweg. Die Bekrönung der Senke bildete ein hölzerner Aussichtspavillon, von dem sich die gemauerte Plattform erhalten hat.

Auch im Inneren der Anlage wurde für den Besucher eine abwechslungsreiche Abfolge von überraschenden Blickbezügen sowie Staffageelementen geschaffen. Über den

Halsgraben zur Burgruine Bosselstein führte eine um 1900 in Stein erneuerte Holzbrücke. Ein bereits vorhandener Teich und ein Bachlauf wurden in den Park einbezogen und gestalterisch bearbeitet. Nachträglich hinzugefügt wurde das 1873 errichtete Denkmal für den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, das wirkungsvoll vor der Kulisse des Neuen Schlosses Aufstellung fand. Charakteristisch für den Gartenstil des 19. Jahrhunderts war die aufwendigere Bepflanzung innerhalb der Schlossruine mit Blumenbeeten und blühenden Pflanzen.

Aus denkmalpflegerischer Sicht ist die Gestaltung des 19. Jahrhunderts, die die grandiose Felsszenerie mit den mittelalterlichen Ruinen ebenso einfühlsam wie wirkungsvoll ergänzt, als eine prägende gestalterische Zeitschicht anzuerkennen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts erlitt die Anlage jedoch verschiedene Veränderungen und Einbußen. Die berühmte Flussansicht wurde durch die Straßenüberbauung der Nahe stark verfremdet. Zugleich überwuchsen Gehölze die Senke zwischen den Felsmassiven und verwischten das im Wechsel der Oberflächen und Farben differenziert abgestimmte Gesamtbild.

Im Auftrag des Landesbetriebs Liegenschafts- und Baubetreuung Rheinland-Pfalz und in Zusammenarbeit mit der Landesdenkmalpflege wurde daher ein Parkpflegewerk erarbeitet, auf dessen Grundlage der historische Zustand wiederhergestellt werden soll. Das im Naheraum einmalige, von Natur und Geschichte geformte Ensemble aus Felsen, Burgruinen und Landschaftspark wieder erlebbar zu machen, wäre ein großer Gewinn für die gesamte Region.

DR. GEORG PETER KARN

GDKE, Landesdenkmalpflege,
Querschnittsreferat Gartendenkmalpflege



- 1) *Burgfelsen mit Felsenkirche und Naheüberbauung*
- 2) *Naheansicht, historische Postkarte*
- 3) *Brücke zum Bosselstein*



Rheinland-Pfalz

GENERALDIREKTION
KULTURELLES ERBE

LANDES DENKMALPFLEGE

Impressum

Herausgeber:

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz

Direktion Landesdenkmalpflege

– Erthaler Hof –

Schillerstraße 44

55116 Mainz

Telefon: 06131 / 2016-0

Telefax: 06131 / 2016-11

www.gdke.rlp.de

Text- und Bildredaktion: Dr. Georg Peter Karn und Karola Sperber M. A.

Satz: Astrid Papendick M. A.

Mainz 2021

Abbildungsnachweis

Georg Peter Karn, GDKE, Landesdenkmalpflege:
Umschlaginnenseite, Frontispiz, S. 2, S. 9 Abb. 3, S. 17
Abb. 1–2, S. 31 Abb. 1–3, S. 33 Abb. 1–3, S. 37 Abb. 2,
S. 47 Abb. 2, S. 49 Abb. 2, S. 53 Abb. 1; Jürgen Ernst,
GDKE, Landesdenkmalpflege: S. 9 Abb. 1, S. 11 Abb. 2–3,
S. 17 Abb. 3, S. 55 Abb. 1–3; Dieter Krienke, GDKE,
Landesdenkmalpflege: S. 9 Abb. 2; Stadtarchiv Bad Ems:
S. 11 Abb. 1; Evangelische Kirche im Rheinland: S. 13
Abb. 1; Ulrich Pfeuffer, GDKE, Landmuseum Koblenz:
S. 19 Abb. 1; Restaurierungswerkstatt, Karthäuserhof,
Köln: S. 19 Abb. 2–3; GDKE, Landesdenkmalpflege,
Planarchiv: S. 23 Abb. 2; Claudia Rhein: S. 23 Abb. 3–4;
Hendrik von der Trappen, Fürstlich Wiedische Rent-
kammer: S. 25 Abb. 3; Wilma und Wolfgang Hammes,
Ayl: S. 27 Abb. 2; GDKE, Landesdenkmalpflege, Foto-
archiv: S. 27 Abb. 1 (Nachlass: Wegner), S. 53 Abb. 2–3
(Foto: Kultur-Büro A-H-B, Ginsheim-Gustavsburg),
S. 57 Abb. 3; Lucy Liebe, GDKE, Landesdenkmalpflege:

S. 35 Abb. 1; Felix Tauber: S. 35 Abb. 2–3; Ricarda
Bodenseh, Stadt Landau: S. 37 Abb. 1 u. 3; Susanne
Runkel: S. 41 Abb. 1 u. 4; Planungsbüro Christof Casper,
Cochem: S. 37 Abb. 2; Thomas Urbany, Holsthum: S. 45
Abb. 1; Manuel Schneider, Bitburg: S. 45 Abb. 2–5;
Claudia Gerner-Beuerle, GDKE, Landesdenkmalpflege:
S. 47 Abb. 3; Reinhard Dietrich via Wikipedia Commons
/ CC BY-SA 4.0: S. 49 Abb. 1; Stadtarchiv Ludwigshafen:
S. 51 Abb. 1; Aylln Edsness, Mannheim: S. 51 Abb. 3;
Hartmut Fischer: S. 57 Abb. 1; Florian Baumgarten,
Stadt Mainz, Untere Denkmalschutzbehörde: S. 57
Abb. 2; Aquilante De Filippo, Stadt Worms, Untere
Denkmalschutz-behörde: S. 59 Abb. 1–3.

Alle übrigen Bilder von den Autorinnen und Autoren.
Abb. Umschlagaußenseite vgl. Einzelbeiträge.

Umschlaginnenseite: Schaumburg;
Frontispiz: Mainz, Raimonditor;
S. 2: Bad Ems, russisch-orthodoxe Kirche